



#RMP18
#Vielfaltleben

Zusammenleben in kultureller Vielfalt

Vorstellungen und Präferenzen in Deutschland

Verena Benoit, Yasemin El-Menouar und Marc Helbling

Zusammenleben in kultureller Vielfalt

Vorstellungen und Präferenzen in Deutschland

Verena Benoit, Yasemin El-Menouar und Marc Helbling

Inhalt

| | |
|---|----|
| Vorwort | 7 |
| Einleitung | 9 |
| Forschungsüberblick | 14 |
| Fragestellung | 18 |
| Präferenzen für das Zusammenleben in Deutschland | 21 |
| Präferenzen für das Zusammenleben in Abhängigkeit von Religionszugehörigkeit und Religiosität | 29 |
| Multivariate Analyse | 34 |
| Zusammenfassung | 38 |
| Summary | 40 |
| Literatur | 42 |
| Die Autoren | 46 |
| Handlungsempfehlungen | 47 |
| Methodensteckbrief | 49 |
| Impressum | 50 |

Vorwort

Deutschland ist, soweit wir in die Geschichte zurückblicken, geprägt durch kulturelle Vielfalt. Mitten in Europa gelegen, hat das Land wie kaum ein zweites von einem lebendigen, grenzüberschreitenden Austausch profitiert. Dafür stehen unterschiedliche Dialekte und Sprachen, die hierzulande gesprochen werden, sowie die Handelsbeziehungen in die ganze Welt. Davon erzählt auch das Christentum, das aus dem Nahen Osten nach Europa gelangte und mit der Reformation durch Martin Luther auf eigene Weise in die Welt zurückwirkte. Der Austausch und die Begegnung der Kulturen gingen längst nicht immer friedlich ab, wie wir wissen – aber sie haben Neues hervorgebracht, Künstlertum und Forschergeist befruchtet. Seine größten Katastrophen hat Deutschland erlebt, wenn gewaltvoll versucht wurde, aus der Vielfalt Einheit zu machen und ein vermeintlich homogenes Volk zu schaffen.

Aus Sicht der Menschen, die zu den verschiedenen Zeiten gelebt haben, waren und sind die Vorzüge dieser Vielfalt allerdings nicht immer auf der Hand liegend: Denn dort, wo unterschiedliche kulturelle Einflüsse aufeinandertreffen, begegnen sich auch Menschen, die einander – zunächst – fremd sind. Die deutsche Geschichte ist voll von solchen Erfahrungen: Seien es die im 17. Jahrhundert aus Frankreich fliehenden Hugenotten, die in Preußen trotz Einladung des Kurfürsten misstrauisch beäugt wurden, weil man ihr Französisch nicht verstand und sie den Konkurrenzkampf unter den Ärmsten verschärften. Seien es die Heimatvertriebenen, die im kriegszerstörten Westdeutschland die konfessionellen Strukturen durcheinanderwirbelten. Oder seien es die „Gastarbeiter“

aus der Türkei, Italien oder Spanien, die in den 1960er und 1970er Jahren nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern auch eigene kulturelle Traditionen sowie – wie im Falle der Türken – mit dem Islam eine Religion mitbrachten, die den meisten Deutschen als gelebte Religion unbekannt war.

Wenn es etwas gibt, was sich aus der Geschichte lernen lässt, dann ist das dies: Fremdes bleibt nicht notwendig fremd. Es kann zu etwas Gewohntem (nicht unbedingt Vertrautem) werden, zumal sich jede Gesellschaft mit der Aufnahme neuer kultureller Einflüsse verändert. Nicht immer sind die Voraussetzungen dafür günstig: Zurzeit jedenfalls hat man den Eindruck, dass sich in Europa und anderswo Abschottungstendenzen breitmachen und politische Kräfte an Einfluss gewinnen, die das „Eigene“ betonen und auf Abgrenzung setzen.

In solchen Zeiten tut Aufklärung not und dazu möchte der Religionsmonitor der Bertelsmann Stiftung beitragen. 2007 als empirisch ausgerichtete Studienreihe gestartet, ist unsere Untersuchung der Frage gewidmet, welche soziale und politische Relevanz Religionen in modernen pluralistischen Gesellschaften zukommt und welche Rolle sie in gesellschaftlichen Veränderungsprozessen spielen. Dabei interessieren wir uns nicht nur für die Religionszugehörigkeit und Religiosität der Befragungsteilnehmer, sondern auch für ihre Werthaltungen und ihre Meinungen zu kultureller und religiöser Vielfalt sowie zu gesellschaftlichem Zusammenhalt.

Vor dem Hintergrund der an Schärfe zunehmenden Integrationsdebatte fragen wir in der vorlie-

genden Studie nach den Perspektiven auf ein Zusammenleben von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung. Für ein gelingendes Miteinander in kulturell und religiös diversen Gesellschaften ist wesentlich, welche Meinungen die Bürgerinnen und Bürger dazu vertreten. Die Ergebnisse unserer Studie zeigen: Anpassungserwartungen an die Einwanderer sind weitverbreitet. Allerdings steigt die Bereitschaft, eine Verbindung zwischen Einwandererkulturen und der Kultur der Mehrheitsbevölkerung zuzulassen, mit der Diversität des eigenen Umfelds. Das heißt: Wo es viele Kontakte zu Menschen mit Migrationsbezügen gibt, ist die Offenheit für

Vielfalt größer. Das trifft vor allem für junge Menschen zu.

Dieses Ergebnis stimmt optimistisch und bestätigt, was auch unsere Geschichte widerspiegelt: Fremdheitserfahrungen lassen sich durch Begegnung überwinden. Damit wird der Weg frei für eine der Zukunft zugewandte, aktive Gestaltung unserer vielfältigen Gesellschaft. Als Bertelsmann Stiftung wollen wir dazu unseren Beitrag leisten.

Stephan Vopel

Director

Programm Lebendige Werte

Einleitung

Heute leben 18,6 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland, das sind fast 23 Prozent der Bevölkerung. Jeder zweite hat einen deutschen Pass (Statistisches Bundesamt 2017). Das lässt erkennen: Die Deutschen sind heute durch unterschiedliche Herkünfte, Sprachen und mitgebrachte kulturelle Traditionen vielfältiger als noch vor zwanzig Jahren – wozu auch das reformierte Staatsbürgerschaftsrecht beigetragen hat.

Vielfältig stellt sich auch die religiöse Landschaft dar: Gehörten 1970 noch mehr als 90 Prozent der Westdeutschen einer der beiden großen christlichen Kirchen an, sind es heute nur noch 55 Prozent (Pollack und Rosta 2015: 102; EKD 2017: 4). Im Gegenzug ist der Anteil der Konfessionslosen auf über 36 Prozent gestiegen (FoWiD 2017) und der Islam mit seinen verschiedenen Glaubensrichtungen hat sich als zweitstärkste Religion in Deutschland etabliert. Knapp die Hälfte der zwischen 4,4 und 4,7 Millionen Muslime – was 5,4 bis 5,7 Prozent der Gesamtbevölkerung entspricht – hat heute die deutsche Staatsangehörigkeit (Stichs 2016: 29).

Die kulturelle und religiöse Vielfalt hierzulande ist nicht neu, aber sie ist in den letzten Jahren sichtbarer und durch die Diskussionen um eine „gelungene Integration“ zu einem Streitthema geworden. Fragen nach der Vereinbarkeit bestimmter kultureller Traditionen mit der liberal-demokratischen Grundordnung spielen in den laufenden Debatten ebenso eine Rolle wie diffuse Ängste vor dem vermeintlich Fremden sowie der Anspruch, eine sogenannte „deutsche Leitkultur“ gegen allzu viele andere kulturelle

Einflüsse zu verteidigen. Wie diese Leitkultur in einer de facto religiös und kulturell vielfältigen Gesellschaft aussehen soll, ohne durch ihre inhaltliche Festlegung dem liberalen Wertefundament zu widersprechen – eine solche Erklärung sind ihre Fürsprecher in der Regel schuldig geblieben.

In Zeiten des Wandels neue Zugehörigkeiten knüpfen

Unstrittig wirken in unserer Gegenwart fundamentale Veränderungsprozesse, die das Leben jedes Einzelnen berühren. Dazu gehören vor allem die sozialen und wirtschaftlichen Auswirkungen der Globalisierung. Und tatsächlich wird in der globalisierten Welt gesellschaftlicher Zusammenhalt nicht mehr vorrangig durch gemeinsame Traditionen und Gebräuche gestiftet. Der Einzelne wird in der Regel auch nicht mehr in ein stabiles Identitätsgefüge hineingeboren, sondern ist gefordert, mit multiplen Zugehörigkeiten umzugehen (Yuval-Davis 2006: 199). Das lässt sich als Verlust von Zugehörigkeit deuten, aber es erweitert auch Freiheitsspielräume und öffnet Türen für Lebensentwürfe jenseits fixer Kategorien wie Nation oder Ethnie.

In Einwanderungsgesellschaften betrifft das immer mehr Menschen: Sie fühlen sich zu Deutschland zugehörig, auch wenn sie zwei Sprachen sprechen, in unterschiedlichen Kulturen zu Hause sind und weiterhin Beziehungen zu ihren Herkunftsländern pflegen. Damit haben sie die Chance, als Brückenbauer zu wirken, neue Netze zu weben und damit Teil eines Verände-

rungsprozesses zu sein, im Zuge dessen sich Zugehörigkeiten neu zusammensetzen (und eben nicht aufgegeben werden).

Was einst als Widerspruch galt, wird dann mehr und mehr Normalität. Selbst der konservative Bund der Historischen Deutschen Schützenbruderschaften hat mittlerweile seine Statuten geändert. Auch Muslime nicht deutscher Herkunft dürfen nun offiziell diesem sehr „deutschen“ Hobby nachgehen und Schützenkönig werden. Das macht deutlich: Die Tradition verschwindet nicht; sie erscheint aber nicht mehr als Fixpunkt kultureller Homogenität, sondern öffnet sich der pluralen, multiethnischen Wirklichkeit.

Vielfalt braucht Gestaltung

Zur Beschreibung der soziokulturellen Vielfalt hat sich der vom englischen „Melting Pot“ abgeleitete Begriff der „Verschmelzung“ eingebürgert. Er ist vielfach missverstanden worden als Ausdruck der Aufgabe oder des Verschwindens der eigenen Kultur. Genau das ist aber nicht gemeint: „Verschmelzung“ meint vielmehr das Zusammenwachsen und die Weiterentwicklung einer Kultur im Kontakt mit anderen Kulturen. Klassische Einwanderungsländer wie die USA und Kanada sind typische „Schmelztiegel“-Gesellschaften. Während in den USA die Idee einer auf die gemeinsame Zukunft gerichteten Gemeinschaftskultur vorherrscht, ist es in Kanada die Idee des multikulturellen Mosaiks, das die verschiedenen kulturellen Hintergründe der Bevölkerung berücksichtigt und gezielt fördert.

Die „Verschmelzung“ kann also durchaus unterschiedlich verlaufen. Sie vollzieht sich jedoch nicht von allein, sondern ist in erster Linie eine politische Gestaltungsaufgabe. So wurde etwa in der kanadischen Provinz Quebec eine Expertenkommission eingerichtet, die gezielt den Dialog mit der Öffentlichkeit suchte und offen das Für und Wider unterschiedlicher Strategien und Maßnahmen diskutierte (Bouchard und Taylor 2008). Dieser Verständigungsprozess blieb nicht ohne Wirkung. Die zuvor als fremdenfeindlich und islamophob abbeschriebene Provinz öffnete sich; multikulturelle Zugehörigkeiten erfuhren

die gleiche Anerkennung wie in anderen Teilen Kanadas. Dort ist Frauen heute sogar in der traditionsreichen „Royal Canadian Mounted Police“ das Tragen des Hidschab erlaubt.

Das Beispiel Quebecs zeigt, dass der gelingende Umgang mit Vielfalt kein Spaziergang ist und wenig mit den „Multikulti“-Vorstellungen der 1980er Jahre gemein hat. Vielfalt so zu gestalten, dass alle mitgenommen werden, ist anstrengend und verlangt sowohl der Mehrheitsgesellschaft als auch den Minderheiten etwas ab. Alle müssen sich auf Veränderungen einlassen und das fällt, anders als das Festhalten an Gewohntem, häufig schwer. Zukunft braucht aber Veränderung, auch wenn sie sich selten in einem gradlinigen Prozess vollzieht. Widerstände und Rückschläge gehören dazu und auch die Entwicklungen in den USA und Kanada verlaufen nicht ohne Probleme.

Im Unterschied zu diesen klassischen Einwanderungsländern dominiert in den politischen Diskursen der europäischen Nationalstaaten bislang noch das Modell der Anpassung der Einwanderer an die Mehrheitskultur. Der Aufwind rechtspopulistischer Strömungen scheint sogar dafür zu sprechen, dass dieses Modell nationaler Homogenität an Bedeutung gewinnt. Dabei gibt es aber kaum verlässliche Daten zu den Sichtweisen der Bevölkerung auf ein Zusammenleben in Vielfalt.

Unsere Untersuchung

Die vorliegende Sonderauswertung des Religionsmonitors 2017 will genau diese Forschungslücke schließen und so dazu beitragen, die oft aufgegriffene Debatte um Integration in Deutschland zu versachlichen und empirisch zu erden. Dazu liefern die Autoren Marc Helbling und Verena Benoit von der Universität Bamberg wichtige Erkenntnisse, wofür wir beiden sehr danken.

Konkret wollten wir in der repräsentativen Befragung, die dieser Untersuchung zugrunde liegt, wissen, wie sich die deutsche Bevölkerung ein gelingendes Zusammenleben vorstellt, wenn durch Einwanderung Menschen verschiedener Kulturen und Traditionen in einem Land zusammenkommen. Wen sehen sie vor allem in der

Verantwortung, einen Beitrag dazu zu leisten: allein die Eingewanderten oder die gesamte Gesellschaft?

Um dazu überprüfbare Aussagen zu erhalten, haben wir den Befragten vier idealtypische Optionen für ein Zusammenleben in Vielfalt zur Auswahl vorgelegt: die kulturelle Anpassung der Zugewanderten an die Aufnahmegesellschaft, das Zusammenwachsen der verschiedenen Kulturen und Traditionen zu einer umfassenderen gemeinsamen Kultur (Verschmelzung), das Bewahren der verschiedenen Kulturen sowie die Anpassung der Mehrheitsbevölkerung an Traditionen der Eingewanderten. Durch die Antwortpräferenzen der Befragten konnten wir erfassen, inwieweit sich aus ihrer Sicht nur eine Seite auf die andere zubewegen sollte, beide Seiten aufeinander zubewegen sollten – oder aber von keiner Seite ein Aufeinanderzubewegen erwartet wurde.

Die Ergebnisse unserer Studie zeigen, dass die Menschen in Deutschland mehrheitlich davon ausgehen, dass das Zusammenleben dann gelingen kann, wenn sich Einwanderer kulturell anpassen. Rund jeder zweite Befragte ist dieser Meinung. Tatsächlich wachsen von Generation zu Generation immer mehr Kinder von Einwanderern selbstverständlich mit der deutschen Sprache auf, gleichen sich in sozioökonomischer Hinsicht (Bildungsniveau, Erwerbsbeteiligung) wie auch in grundlegenden Werteinstellungen an die Mehrheitsbevölkerung an. Eine Anpassungserwartung, die darüber hinausgeht und das Abstreifen von herkunftskulturellen Bezügen meint, birgt eine Abwertung anderer Kulturen.

Ein Drittel der Befragten plädiert für ein Zusammenwachsen der Kulturen. Daraus lässt sich ablesen, dass ein großer Teil der Bevölkerung bereit ist, aufeinander zuzugehen und sich mit unterschiedlichen Kulturen und Traditionen auseinanderzusetzen.

Etwa jeder Zehnte spricht sich dafür aus, unterschiedliche Kulturen zu bewahren, und plädiert damit für eine kulturelle Eigenständigkeit. Jedem seine eigene Kultur zugestehen, ist zwar auch ein Ausdruck von Wertschätzung – kann aber in der Lebenswirklichkeit zu einem Nebeneinander mit wenig gemeinsamer Perspektive führen.

Mit einem Anteil von 1 Prozent spielt das Modell einer Annäherung der Mehrheitsbevölkerung an die Kultur der Einwanderer keine nennenswerte Rolle: Unabhängig von Migrationshintergrund und Religionszugehörigkeit stellt es für die Menschen in Deutschland keine Option dar.

Durch die Verknüpfung der Befragungsergebnisse mit soziodemographischen Merkmalen wie Alter, Bildung, Religionszugehörigkeit oder Religiosität konnten wir ein noch differenzierteres Bild in Bezug auf die Ausgangsfrage zeichnen. So weisen die Ergebnisse unserer Studie darauf hin, dass die Vorstellungen über das Zusammenleben in Vielfalt in Deutschland keineswegs unbeweglich und unverrückbar sind, sondern sich in einem Wandel befinden. Während Befragte über 40 Jahre mehrheitlich davon ausgehen, dass eine kulturelle Anpassung der Einwanderer die beste Option für ein gelingendes Zusammenleben ist, scheint sich unter den unter 40-Jährigen ein anderes Verständnis durchzusetzen. Sie begreifen Kultur nicht länger als etwas Unveränderliches, sondern eher als Prozess und flexibles Bindeglied. Man ist bereit, die eigene Kultur im Kontakt mit anderen Kulturen weiterzuentwickeln und auch zu verändern. Daher stimmen in der jüngeren Generation mehr Befragte für ein kulturelles Zusammenwachsen. Das ist deswegen bedeutsam, weil die Altersklasse der unter 40-Jährigen häufiger mit Kindern von Einwanderern aufgewachsen ist. Für diese Generation ist kulturelle Vielfalt schon lange Lebensrealität – sei es in der Schule und Ausbildung oder im Freundeskreis.

Außerdem zeigen die Daten, dass die Bereitschaft, andere Kulturen gelten zu lassen oder auch eine Verbindung zwischen Einwandererkulturen und der Kultur der Mehrheitsbevölkerung zuzulassen, mit der Diversität des eigenen Umfelds steigt. Das heißt: Wo bereits viele Menschen mit Migrationsbezügen leben, ist die Offenheit ihnen gegenüber größer.

Damit ist noch keine Entscheidung darüber getroffen, wie das Zusammenleben in kultureller Vielfalt gestaltet werden soll. Eine wesentliche Voraussetzung bildet aber das Bewusstsein für die Offenheit der eigenen und auch anderer Kulturen, weil nur so ein gleichberechtigter Austausch möglich wird, der die Basis schafft für

gegenseitige Anerkennung und gerechte Teilhabe.

Der Schriftsteller Ilija Trojanow (2018) bringt dies auf den Punkt: „Kultur entwickelt sich nur, wenn sie sich mit dem Fremden auseinandersetzt, nie im eigenen Saft. Fast alle großen Er-

rungenschaften der deutschen Kultur sind das Resultat von Vermengungen, Zusammenflüssen und Adaptionen.“

Dr. Yasemin El-Menouar

Senior Expert und Projektleiterin Religionsmonitor

Literatur

Bouchard Gérard, und Charles Taylor (2008). *Building the future. A time for reconciliation. Report of the Consultation Commission on Accommodation Practices Related to Cultural Differences*. Quebec: Government of Quebec.

EKD – Evangelische Kirche in Deutschland (2017). *Evangelische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben*. Hannover.

FoWiD – Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland und der Welt (2017). „Religionszugehörigkeiten in Deutschland 2016“. <https://fowid.de/meldung/religionszugehoerigkeiten-deutschland-2016> (Download 7.3.2018).

Pollack, Detlef, und Gergely Rosta (2015). *Religion in der Moderne. Ein internationaler Vergleich*. Frankfurt am Main.

Statistisches Bundesamt (2017). *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2016, Fachserie 1 Reihe 2.2*. Wiesbaden.

Stichs, Anja (2016). „Wie viele Muslime leben in Deutschland? Eine Hochrechnung über die Anzahl der Muslime in Deutschland zum Stand 31. Dezember 2015“. Hrsg. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Nürnberg. https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/WorkingPapers/wp71-zahl-muslime-deutschland.pdf?__blob=publicationFile (Download 11.4.2018).

Trojanow, Ilija (2018). „Heimat ist heilig und ein altes Hemd“. *Sächsische Zeitung* 28.1. <http://www.sz-online.de/nachrichten/kultur/heimat-ist-heilig-und-ein-altes-hemd-3597072.html> (Download 8.3.2018).

Yuval-Davis, Nira (2006). „Belonging and the politics of belonging“. *Patterns of prejudice* 40.3. 197–214.

Forschungsüberblick

Im kulturellen Gefüge Deutschlands, das historisch durch vielfältige Einflüsse geprägt und einem steten Wandel unterworfen ist, spielt das Christentum nach wie vor eine große Rolle. Praktiken und Einstellungen von Migranten aus ebenfalls christlich geprägten Kulturkreisen (z. B. Süd- und Osteuropa) kann die Mehrheitsbevölkerung daher verhältnismäßig gut einordnen und nimmt sie als weniger fremd wahr. Anders sieht es mit kulturellen und religiösen Traditionen aus, die Migranten aus vornehmlich muslimisch geprägten Ländern mitbringen. Mit ihnen ist die Mehrheitsbevölkerung in Deutschland weniger vertraut. Das führt, wie die gegenwärtige Integrationsdebatte zeigt, zu Verunsicherung und zum Teil vehementer Ablehnung. Wie sich solche Vorbehalte durch soziale Dynamiken verstärken, hat der amerikanische Psychologe Gordon W. Allport bereits in den 1950er Jahren herausgearbeitet. Das Vertraute, so seine These, wird verteidigt und mit Wert besetzt, weil es Sicherheit vermittelt. Die Abweichung von gewohnten kulturellen Praktiken und Einstellungen wird hingegen als fremd und unangenehm und sogar als bedrohlich qualifiziert (vgl. Allport 1954). Als Reaktion darauf tendieren Menschen dazu, eine schützende Haltung in Bezug auf die eigenen und vertrauten Traditionen einzunehmen. Andererseits sind dort Ängste und Vorbehalte am ehesten verbreitet, wo kaum Einwanderer leben; mit dem Kontakt reduzieren sich Vorbehalte und selbst einst fremde Kulturelemente werden als Bereicherung erlebt (vgl. Hafez und Schmidt 2015). Letzteres zeigt, dass auch andere Entwicklungen denkbar sind: Fremde werden zu Nachbarn, Unbekanntes wird alltäglich und Verbindungen zwischen kulturellen Traditionen werden geknüpft.

Nähert man sich vor diesem Hintergrund mit wissenschaftlichem Interesse der aktuellen Auseinandersetzung um Einwanderung und Integration, geraten zwei Fragestellungen in den Fokus: In welchem Ausmaß und in welcher Art und Weise soll die Mehrheitsgesellschaft die kulturellen Traditionen von Einwanderern aus vornehmlich muslimisch geprägten Ländern akzeptieren, tolerieren oder sogar fördern? Inwiefern kann von den Einwanderern erwartet werden, kulturelle Einstellungen und Praktiken des Aufnahmelandes zu übernehmen und sich der Mehrheitsbevölkerung anzupassen? In der Öffentlichkeit wird das in Bezug auf verschiedene kulturelle Ausdrucksformen diskutiert. Dazu gehören das Tragen von religiösen Symbolen, herkunftslandspezifische Kleidungsstile, Feste und Feiertage, kulinarische Gepflogenheiten, Wertesysteme, Geschlechterrollen und der Sprachgebrauch. Dabei können sich diese verschiedenen Aspekte durchaus überschneiden, wie das Tragen eines Kopftuchs aus religiöser Überzeugung zeigt.

Inwiefern kann von den Einwanderern erwartet werden, kulturelle Einstellungen und Praktiken des Aufnahmelandes zu übernehmen?

In den gegenwärtigen öffentlichen Debatten werden hierzu sehr unterschiedliche Standpunkte vertreten. Zugrunde liegen diesen Standpunkten unterschiedliche Vorstellungen davon, was überhaupt unter Integration zu verstehen ist, wie Integration gelingen kann und welche Erwartungen

an die Migranten damit verbunden sind. Dies zeigt sich auch in der offiziellen Einwanderungspolitik der Bundesrepublik der letzten Jahrzehnte. Nachdem bei der Gastarbeiteranwerbung und in den Jahren danach kaum integrationspolitische Zielsetzungen erkennbar waren, dominiert seit rund 20 Jahren eine Anpassungserwartung an die Migranten, wenn diese länger in Deutschland leben möchten (vgl. Zick et al. 2001: 547, 550). Diese bezieht sich auf den Erwerb grundlegender kultureller Kompetenzen, geht aber auch darüber hinaus. Die Curricula für Integrations- und Orientierungskurse dienen, um nur einige Aspekte zu erwähnen, laut § 3 Abs. 1 Nr. 2 der Integrationsverordnung (IntV) der „Vermittlung von Alltagswissen sowie von Kenntnissen der Rechtsordnung, der Kultur und der Geschichte in Deutschland, insbesondere auch der Werte des demokratischen Staatswesens der Bundesrepublik Deutschland und der Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit, Gleichberechtigung, Toleranz und Religionsfreiheit“. Die Kurse sollen somit dazu beitragen, dass Einwanderer am gesellschaftlichen Leben teilhaben können und über entsprechende (inter-)kulturelle Kompetenzen verfügen. Besonders herausgehoben wird die Anpassungserwartung an Einwanderer im Rahmencurriculum für Integrationskurse (Goethe Institut 2016: 9): „Statt einer Belehrung über Demokratie, Grundrechte und individuelle Pflichten sollte allerdings im Vordergrund stehen, die Menschen zu informieren und für eine affektive Unterstützung dieser Werte zu gewinnen, indem man ihre Bedeutung für ein selbstbestimmtes Leben und ein konstruktives gesellschaftliches Miteinander sichtbar und nachvollziehbar macht.“

Der Integrationsbegriff im Wandel

Parallel dazu gingen klassische Integrationskonzepte bislang davon aus, dass gleiche Teilhabechancen nur dadurch zu verwirklichen sind, dass sich die Einwanderer schrittweise an die Kultur und die Traditionen der Aufnahmegesellschaft anpassen (Park 1930; Gordon 1964). Beginnend mit der Übernahme kultureller Fertigkeiten, wie etwa dem Erlernen der Sprache, über den Zugang zu zentralen gesellschaftlichen Systemen, wie dem Arbeitsmarkt, sowie Freundschaftsbeziehungen

zur Mehrheitsbevölkerung, ende der mehrstufige Prozess in der Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft. Die Übernahme von Werten und Identitätsmerkmalen gehe dabei gleichermaßen mit einer Ablösung von Werten und Identitätsmerkmalen der Herkunftsgesellschaft einher.

Heute haben sich Integrationskonzepte durchgesetzt, die die Integration in die Aufnahmegesellschaft unabhängig von der Verbundenheit mit der Herkunftsgesellschaft sehen – beide Aspekte müssen sich also nicht ausschließen. Zudem ist umstritten, welche Rolle Werte, Kultur und Identität in dem Integrationsprozess einnehmen und inwieweit sie als eigenständige Faktoren angesehen werden müssen, die nicht direkt an eine sozioökonomische Integration gekoppelt sind (vgl. Esser 2000; Alba und Nee 2003; Zhou 1997; Gans 1992; Hans 2010). So kann eine Person eine emotionale Bindung zum Aufnahmeland entwickeln, ohne dass dem ein Integrationserfolg in den Bereichen Bildung und Arbeitsmarkt vorgeht. Andererseits kann eine Person sozioökonomisch sehr erfolgreich sein und zugleich ausschließlich Kontakte zu Personen der gleichen Herkunft pflegen. Denkbar ist auch, dass eine Person sich vollständig angepasst und keinen Bezug mehr zu ihrem Herkunftsland hat, aber dennoch nicht als vollwertiges Mitglied der Aufnahmegesellschaft anerkannt wird (zum Thema „Marginal Man“ vgl. Park 1928).

Insgesamt werden neben der Angleichung drei weitere Möglichkeiten der identifikativen Integration unterschieden (vgl. Berry 2001; Esser 2000): Von einer Mehrfachintegration lässt sich sprechen, wenn sich Einwanderer und ihre Nachkommen sowohl in der Kultur des Herkunfts- als auch der des Aufnahmelandes heimisch fühlen. Denkbar ist aber auch, dass Migranten ihre Herkunftskultur beibehalten, ohne mit der Kultur des Aufnahmelandes verbunden zu sein, und sie sich primär ihrem Herkunftsland beziehungsweise ihrer eigenethnischen Gemeinde innerhalb des Aufnahmelandes zugehörig fühlen. Schließlich ist es möglich, dass Migranten weder zur Aufnahme- noch ihrer eigenethnischen Gesellschaft eine Verbundenheit entwickeln (vgl. Esser 2000).

Verschiedene Arbeiten weisen darauf hin, dass sich Identität dynamisch entwickelt und hierbei

unterschiedliche Einflussfaktoren wirken (vgl. Friedrichs und Riedel 2014). So kann beispielsweise eine alltäglich erlebte Diskriminierung zu einer Betonung der herkunftskulturellen Identität führen (vgl. Diehl und Schnell 2006). An diesem Beispiel lässt sich erkennen, dass die Entwicklung von Zugehörigkeiten ein komplexer Prozess ist und primär durch Erfahrungen und die Interaktion mit anderen Personen – im Falle der Migranten insbesondere mit Akteuren der Aufnahmegesellschaft – ausgebildet wird (Friedrichs und Riedel 2014). In öffentlichen Diskussionen bleibt diese Wechselseitigkeit von Integrationsprozessen in der Regel außen vor.

„In der öffentlichen Diskussion bleibt diese Wechselseitigkeit von Integrationsprozessen in der Regel außen vor.“

Der Fokus vergangener nationaler und internationaler Forschungsarbeiten zur Integration und zum Zusammenleben von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung liegt primär auf der Untersuchung von sozioökonomischen, sprachlichen und kulturellen Unterschieden zwischen Migranten und Einheimischen (z. B. Berry 1997; Kristen 2002; Halm und Sauer 2017). Das heißt, es werden im Wesentlichen Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen beiden Gruppen analysiert und Veränderungen im Zeitverlauf und in der Generationenfolge in den Blick genommen. Zudem spielt die theoretische Konzeptualisierung der beobachteten Mechanismen eine Rolle (z. B. Esser 2000).

Forschungslücke und Fokus dieser Studie

Trotz relevanter Erkenntnisse beschäftigen sich die bisherigen Studien damit überwiegend mit dem Status quo, seinen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen sowie den daraus zu erwartenden Folgen für die involvierten Gruppen und Individuen. Die Frage nach den Perspektiven der Bürger auf das Zusammenleben ist weniger im Blick. Gleichwohl ist besonders dieser Aspekt von erheblicher gesellschaftspolitischer Relevanz,

denn die individuellen Vorstellungen davon, wie das Zusammenleben in Einwanderungsgesellschaften gelingen kann, hat Konsequenzen für das Handeln des Einzelnen. Mit anderen Worten: Je nachdem, welche Form des Zusammenlebens man bevorzugt, verhält man sich Migranten – im Falle der Einwanderer der Mehrheitsgesellschaft – gegenüber offener oder ablehnender. Zudem variieren die Bereitschaft zur Interaktion und die Konfliktbereitschaft.

Eine Ausnahme im Forschungsfeld bilden die Untersuchungen von Zick et al. (2001: 542, 549 f.; Zick, Küpper und Hövermann 2011: 120 ff.). Die Wissenschaftler haben die Präferenzen für ein Zusammenleben in verschiedenen europäischen Ländern miteinander verglichen. Sie beschränkten sich allerdings auf den Zusammenhang zwischen Einstellungen gegenüber verschiedenen Migrantengruppen (z. B. Rassismus, Diskriminierung und Vorurteile) und dem subjektiv empfundenen „besten Weg“, wie sich Minderheiten zur Kultur der dominanten Mehrheitsbevölkerung verhalten sollten. Dabei kamen sie zu dem Ergebnis, dass Deutsche mehr als Befragte aus anderen europäischen Ländern erwarten, dass sich ethnische Minderheiten an die Kultur und Gepflogenheiten der Mehrheitsbevölkerung anpassen sollen. Lehnt eine Minderheitengruppe die Assimilation ab, wird erwartet, dass die Einwanderer getrennt von der Mehrheitsbevölkerung leben und zeitnah in ihr Herkunftsland zurückkehren (vgl. Zick et al. 2001). Die Idee einer multikulturellen Gesellschaft wird den Forschern zufolge in Deutschland kaum unterstützt (vgl. a. a. O.). In der Studie aus dem Jahr 2011 kommt Zick zu dem Ergebnis, dass eine große Mehrheit der deutschen Bevölkerung eine Beibehaltung der Kultur der Zugewanderten akzeptiert, wenn diese gleichzeitig bereit sind, die neue Landeskultur zu übernehmen (vgl. Zick, Küpper und Hövermann 2011). Zusammenhangsanalysen zeigen zudem, dass Anpassungserwartungen häufig mit fremdenfeindlichen Einstellungen einhergehen.

Auch wenn die hier kurz skizzierten Studien die Perspektiven der nicht eingewanderten Bevölkerung auf die Integration von Zuwanderern berücksichtigen, bleibt in ihnen offen, welche Rolle der Mehrheitsbevölkerung für eine gelingende Integration beziehungsweise ein gelingendes Zusam-

menleben zugeschrieben wird. Dass Integration ein gesamtgesellschaftlicher Prozess ist, der sowohl die eingewanderte als auch die nicht eingewanderte Bevölkerung betrifft, bleibt somit außen vor.

Die Rolle der Religion findet in den Untersuchungen ebenfalls kaum Beachtung oder wird nur am Rande aufgegriffen, obwohl sie vor allem bei den aktuellen Migrationsbewegungen ein bedeutendes Abgrenzungsmerkmal zwischen Migranten und Mehrheitsbevölkerung darstellt. Dies bestätigen andere Analysen zum Zusammenleben von Migranten und Mehrheitsbevölkerung (z. B. Altemeyer und Hunsberger 1992; Bohman and Hjerm 2014; Hochschild und Lang 2011; Scheepers et al. 2002).

Die Relevanz dieser Thematik, gepaart mit dem bestehenden Forschungsbedarf und der aktuell in Deutschland geführten Diskussion über das Zusammenleben von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung, bildet die Grundlage für die Entwicklung der vorliegenden Studie.

Fragestellung

Der Religionsmonitor der Bertelsmann Stiftung

Im Rahmen des Religionsmonitors 2017 haben Menschen zum dritten Mal nach 2007 und 2013 Auskunft unter anderem über ihren Glauben, das Zusammenleben mit anderen Religionen, aber auch etwa zu Bildungsstand und Erwerbsbeteiligung gegeben. Insgesamt haben sich über 10.000 Menschen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich, dem Vereinigten Königreich sowie der Türkei an der repräsentativen Befragung beteiligt, die das Sozialforschungsinstitut infas von Juli 2016 bis März 2017 im Auftrag der Bertelsmann Stiftung durchgeführt hat. Eine Besonderheit des aktuellen Religionsmonitors ist, dass er Angehörige religiöser Minderheiten, vor allem auch Muslime, durch eine umfassendere Stichprobe präziser repräsentiert (onomastische Stichprobenziehung). So haben aus Deutschland über 1.000 Muslime mit Wurzeln in der Türkei, Südosteuropa, dem Iran, Südostasien, Nordafrika sowie dem Nahen Osten teilgenommen. In den übrigen Ländern haben sich jeweils rund 500 Muslime aus den wichtigsten Herkunftsländern beteiligt.

Ziel des Religionsmonitors ist es, besser zu verstehen, welche Rolle Religion und die zunehmende religiöse Vielfalt in europäischen Gesellschaften spielen. Auf diese Weise will die Bertelsmann Stiftung mehr darüber erfahren, unter welchen Bedingungen ein Zusammenleben von Menschen verschiedener Glaubenszugehörigkeit, aber auch von Menschen ohne religiösen Glauben, dauerhaft gelingen kann.

www.religionsmonitor.de

Der Religionsmonitor 2017, ein interdisziplinäres Projekt der Bertelsmann Stiftung (Infobox), liefert die Datengrundlage für die nachfolgenden Auswertungen. In der repräsentativen Bevölkerungsumfrage wurden Meinungen auch dazu erhoben, wie das Zusammenleben am besten gelingen kann, wenn Menschen verschiedener Kulturen und Traditionen infolge von Einwanderung in einem Land aufeinandertreffen. Sie stehen im Mittelpunkt der vorliegenden Studie, die in drei Teile gegliedert ist: Im ersten Teil wollen wir herausfinden, ob und wie die Präferenzen bezüglich des Zusammenlebens in Ost- und Westdeutschland, zwischen den einzelnen Bundesländern und in Abhängigkeit von soziodemographischen Merkmalen, wie Geschlecht, Alter, persönlicher Migrationserfahrung und Bildungsniveau der Befragten, variieren. Im zweiten Teil geht es uns insbesondere darum, zu erfahren, welche Rolle Konfessionszugehörigkeit und Religiosität bei der Wahl der bevorzugten Form des Zusammenlebens spielen. Im dritten Teil untersuchen wir in einer übergreifenden Analyse, welche der berücksichtigten Einflussfaktoren den größten Zusammenhang zeigen.

Aufgrund seiner einzigartigen Struktur und der sorgfältigen Berücksichtigung von religiösen Minderheiten bei der Stichprobenziehung bietet der Religionsmonitor die Möglichkeit, vergleichende Analysen zwischen Konfessionslosen und Angehörigen verschiedener Religionsgemeinschaften vorzunehmen. Dabei lässt sich die Glaubenszugehörigkeit auch mit der individuellen Religiosität in Verbindung setzen. Beide Aspekte sind voneinander zu unterscheiden, da das bloße Zugehörigkeitsgefühl zu einer Religionsgemeinschaft

Idealtypen des Zusammenlebens

In der Migrationsforschung werden vier Idealtypen der Integration unterschieden: Anpassung, Integration, Separation und Marginalisierung (vgl. Berry 2001; Esser 2000). Dabei werden die Integration in die Aufnahmegesellschaft und die Bindung an die Herkunftsgesellschaft voneinander unabhängig betrachtet. Bei einer Loslösung von der Herkunftsgesellschaft und einer Anpassung an die Aufnahmegesellschaft wird von Anpassung gesprochen; fühlen sich Einwanderer sowohl in der Kultur des Aufnahmelandes als auch der Herkunftsgesellschaft heimisch, wird dies als Mehrfachintegration bezeichnet. Eine Separation liegt dann vor, wenn sich Einwanderer lediglich an ihrer Herkunftskultur orientieren, ohne einen Austausch mit der Aufnahmegesellschaft zu pflegen. Fehlt eine Bindung an die Herkunftsgemeinde ebenso wie an die Aufnahmegesellschaft, sprechen die Forscher von Marginalisierung.

Diese vier Idealformen beziehen sich auf Integrationsprozesse, bei denen nur die Eingewanderten im Blick sind. Bei Fragen des Zusammenlebens von Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte sind jedoch die Wechselwirkungen zwischen beiden Bevölkerungsteilen wesentlich. Deshalb haben wir die vier Idealtypen der Integration überführt in vier Idealtypen des Zusammenlebens. Primäres Unterscheidungskriterium zwischen ihnen ist, inwieweit sich jeweils nur einer von beiden betrachteten Bevölkerungsteilen auf den jeweils anderen zubewegt, sich beide aufeinander zubewegen oder keiner von beiden Seiten sich aufeinander zubewegt.

Entsprechend lassen sich vier Idealtypen des Zusammenlebens unterscheiden:

Kulturelle Anpassung der Migrant:innen: Die Zugewanderten bewegen sich auf die Mehrheitsbevölkerung zu und passen ihre kulturellen Gepflogenheiten und Traditionen an. Sie arbeiten die kulturellen Muster der Mehrheitsbevölkerung in ihr alltägliches Leben ein, praktizieren diese aktiv und gleichen sich so an die Mehrheitsbevölkerung an.

Kulturelles Zusammenwachsen: Beide Seiten – Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte – bewegen sich aufeinander zu und lernen unterschiedliche Kulturen und Traditionen kennen. Die Kultur der Eingewanderten wird als Teil der Mehrheitskultur anerkannt. Unterschiedliche Kulturen treffen aufeinander, verbinden sich und entwickeln sich im Austausch weiter.

Kulturelle Eigenständigkeit: Weder Eingewanderte noch die Mehrheitsbevölkerung bewegen sich aufeinander zu. Die jeweils eigene, herkunftstypische Kultur und die damit zusammenhängenden Traditionen werden beibehalten. Jede Gruppe ist eigenständig und es besteht nur wenig Verlangen nach einem Austausch mit anderen Kulturen. Das führt zu einem kulturellen Nebeneinander.

Kulturelle Anpassung der Mehrheitsbevölkerung: Die Mitglieder der Mehrheitsbevölkerung bewegen sich auf die Eingewanderten zu und passen ihre kulturellen Gepflogenheiten und Traditionen an deren Kultur an. Kulturelle Muster der Migrant:innen finden sich im Alltagsleben der Mehrheitsbevölkerung wieder, werden aktiv praktiziert, wodurch sich diese den Migrant:innen angleichen.

noch kein Hinweis auf die tatsächliche Wichtigkeit der religiösen Gemeinschaft und des Glaubens für den Einzelnen ist. Ebenso kann nicht pauschal davon ausgegangen werden, dass alle Angehörigen einer Religionsgemeinschaft im gleichen Maße religiös sind. Je nach Grad der Religiosität erhalten die eigene Religion und die damit zusammenhängenden religiösen Traditionen eine andere Bedeutung und einen anderen Stellenwert im Alltag des Einzelnen. Dies wirkt sich auch auf die Wahrnehmung und Bewertung von Menschen aus einem anderen Kulturkreis aus.

Zusammengefasst ergeben sich daraus drei zentrale Fragestellungen für diese Forschungsarbeit:

- 1) Wie kann nach Meinung der Bevölkerung das Zusammenleben in Deutschland am besten gelingen, wenn durch Einwanderung Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Traditionen zusammentreffen, und inwiefern gibt es bei der Wahl der bevorzugten Form des Zusammenlebens regionale Unterschiede?
- 2) Unterscheiden sich die Perspektiven auf ein gelingendes Zusammenleben in Abhängigkeit von Alter, Geschlecht, Migrationsbiographie und Bildung?
- 3) Gibt es unterschiedliche Präferenzen bezüglich der Form des Zusammenlebens in Abhängigkeit von Religiosität, Religions- und Konfessionszugehörigkeit?

Um Antworten darauf zu finden, wurde im Rahmen des Religionsmonitors unter anderem folgende Frage gestellt und ausgewertet:

„Was meinen Sie: Wie kann das Zusammenleben aus Ihrer Sicht am besten gelingen, wenn durch Einwanderung Menschen verschiedener Kulturen und Traditionen in einem Land zusammenleben?“

Die Befragten konnten bei ihrer Antwort aus vier Vorgaben auswählen: (1) Die Einwanderer passen sich an die Kultur der Mehrheitsbevölkerung an. (2) Die Kulturen der Einwanderer und Mehrheitsbevölkerung verschmelzen zu einer neuen Kultur. (3) Einwanderer und Mehrheitsbevölkerung bewahren ihre eigene Kultur. (4) Die Mehrheitsgesellschaft passt sich an die Kultur der Einwanderer an.

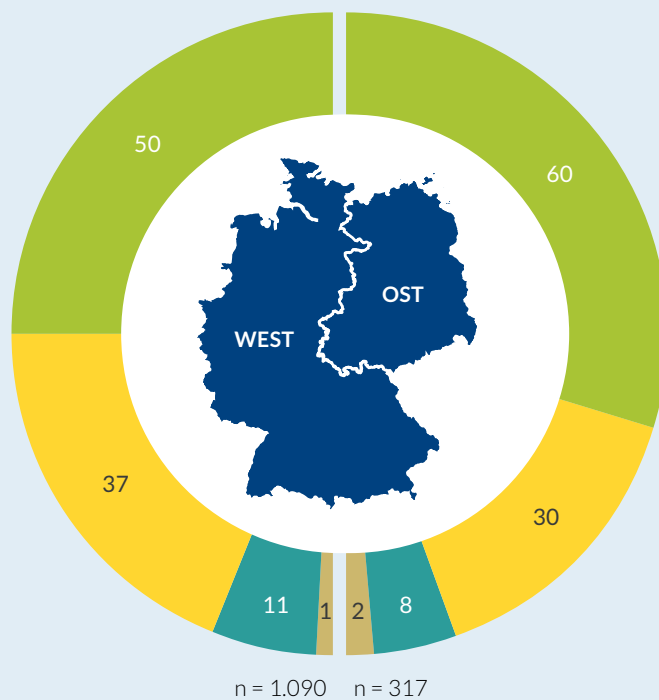
Die Antwortmöglichkeiten spiegeln jeweils einen Idealtypus für das **kulturelle Zusammenleben** von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung wider (vgl. Infobox). Daraus lässt sich ablesen, welche grundsätzlichen Erwartungshaltungen die Befragten an Einwanderer beziehungsweise an die Mehrheitsbevölkerung und an sich selbst haben, das impliziert auch die Frage, wen sie in der Verantwortung sehen, eigene kulturelle Gepflogenheiten zu hinterfragen und für ein gelingendes Zusammenleben zu sorgen. Zudem lässt die Präferenz für eine bestimmte Form des kulturellen Zusammenlebens die mehr oder minder große Bereitschaft erkennen, Personen aus einem anderen Kulturkreis, mit anderen Traditionen und Bräuchen anzuerkennen – sowohl aufseiten der Mehrheitsbevölkerung als auch aufseiten der migrantischen Bevölkerung.

Präferenzen für das Zusammenleben in Deutschland

Im Folgenden wollen wir einen allgemeinen Überblick der Präferenzen für das Zusammenleben von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung mit jeweils unterschiedlichen kulturellen Traditionen in Deutschland geben. Dabei blicken wir

einerseits auf die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland, andererseits auf die Unterschiede zwischen einzelnen Bundesländern und auf den Einfluss soziodemographischer Merkmale.

ABBILDUNG 1: Zusammenleben in kultureller Vielfalt – Präferenzen in Ost- und Westdeutschland (in %)



■ kulturelle Anpassung der Migranten
■ kulturelles Zusammenwachsen

■ kulturelle Eigenständigkeit
■ kulturelle Anpassung der Mehrheitsbevölkerung

Quelle: Religionsmonitor 2017, Basis: Bevölkerung Deutschland, gültige Fälle (1.407), gewichtet

| BertelsmannStiftung

Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland

Wie aus Abbildung 1 ersichtlich, ist sowohl in West- als auch in Ostdeutschland der größte Teil der Bevölkerung der Meinung, dass das Zusammenleben am besten gelingen kann, wenn sich Migranten kulturell an die Mehrheitsbevölkerung anpassen (bundesweit 52 Prozent). Während in den alten Bundesländern gut die Hälfte der Befragten so denkt, sind es in den neuen Bundesländern sogar 60 Prozent. Allerdings spricht sich zugleich mit 36 Prozent über ein Drittel der Bevölkerung in Deutschland für ein Zusammenwachsen der Kultur der Einwanderer und der Kultur der Mehrheitsbevölkerung zu einer gemeinsamen Kultur aus. In Westdeutschland sind es 37 Prozent. Mit deutlichem Abstand folgt die kulturelle Eigenständigkeit (bundesweit 11 Prozent). Die wenigsten Befragten (bundesweit 1 Prozent) sehen die Anpassung der Mehrheitsbevölkerung an die Kultur der Migranten als die geeignetste Form für ein gelungenes Zusammenleben an.¹ Unter Personen mit Migrationshintergrund oder muslimischen Glaubens fällt die Zustimmung zu dieser Antwortkategorie ähnlich gering aus (siehe Abbildungen 4 und 6).

„Es dominiert die Erwartung an Einwanderer, sich kulturell anzupassen.“

Insgesamt dominiert die Erwartung an Einwanderer, sich kulturell anzupassen. Bundesweit lassen sich mehr als 50 Prozent der Befragten dieser Haltung zuordnen. In Ostdeutschland ist die Anpassungserwartung an die Einwanderer allerdings um 10 Prozentpunkte höher als in Westdeutschland. Eine mögliche Erklärung für diese Diskrepanz sind die unterschiedlichen Einwandererzahlen in den beiden Landesteilen. So liegt 2016 der Anteil an Personen mit Migrationshintergrund in den ostdeutschen Bundesländern mit Ausnahme

von Berlin unter 6,5 Prozent, wohingegen er in Westdeutschland deutlich über 20 Prozent erreicht (eine Ausnahme ist dabei Schleswig-Holstein mit 14,4 Prozent). In einzelnen Bundesländern wie Hessen (30,2 Prozent) und den Stadtstaaten Bremen (30,5 Prozent) und Hamburg (30,0 Prozent) liegt er sogar über 30 Prozent (Destatis 2017: 41). Diese Zahlen erlauben einen Rückschluss auf die (unterschiedlichen) Chancen, mit Migranten in Kontakt zu kommen und ihre Kultur kennenzulernen. Der Kontakthypothese (Allport 1954) folgend wirkt sich die Begegnung mit fremden Kulturen positiv auf das Zusammenleben aus. Sie fördert die Vertrautheit und baut Vorurteile ab. Dies hat zur Folge, dass sich die Bereitschaft, auf Migranten zuzugehen und ihre Kultur zu tolerieren, erhöht. Wichtig ist bei dieser Annahme, dass es sich um positiven Kontakt handeln muss. Negative Erfahrungen führen eher zur Verstärkung von Vorurteilen und abneigenden Haltungen gegenüber Fremden.

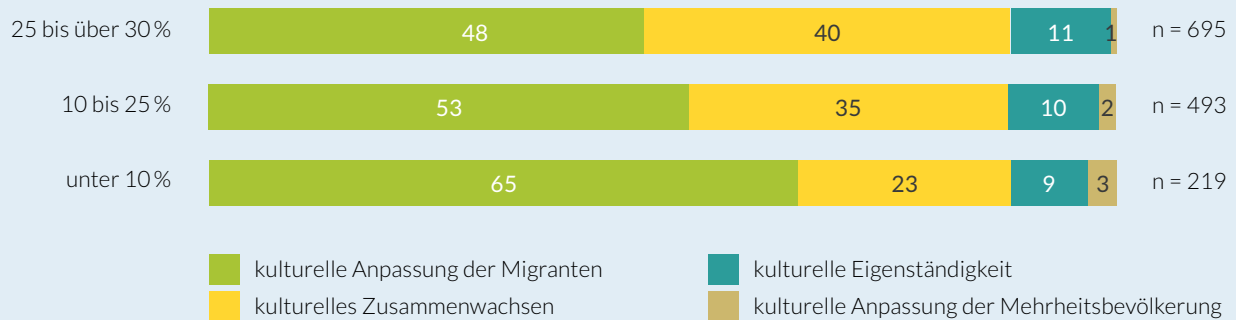
Die Bundesländer im Vergleich

Um herauszufinden, ob es tatsächlich einen Zusammenhang zwischen dem Anteil an Personen mit Migrationshintergrund und der Offenheit gegenüber anderen kulturellen Traditionen gibt, vergleichen wir in diesem Abschnitt die 16 deutschen Bundesländer miteinander. Dabei nutzen wir drei Kategorien zur Unterteilung: Bundesländer mit einem Anteil von Personen mit Migrationshintergrund von 25 bis über 30 Prozent (Hessen, Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Berlin, Bremen, Hamburg), mit 10 bis 25 Prozent (Bayern, Rheinland-Pfalz, Saarland, Niedersachsen, Schleswig-Holstein) und mit unter 10 Prozent (Brandenburg, Sachsen, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Thürigen).

Die Analysen (Abbildung 2) bestätigen die Kontakthypothese: Mit einem höheren Bevölkerungsanteil von Personen mit Migrationshintergrund geht tatsächlich eine größere Bereitschaft der Mehrheitsbevölkerung einher, mit Migranten in Kontakt zu treten und zu interagieren. So sprechen sich in Bundesländern mit einem Anteil von Personen mit Migrationshintergrund von über 25 Prozent rund 40 Prozent der Befragten für das Zusammenwachsen der Kulturen aus,

¹ In allen weiteren Analysen spricht sich ebenfalls der geringste Teil der Bevölkerung für eine kulturelle Assimilation der Mehrheitsbevölkerung aus. Daher wird nachfolgend auf eine detaillierte Interpretation dieser Form des Zusammenlebens verzichtet.

ABBILDUNG 2: Zusammenleben in kultureller Vielfalt – Präferenzen in Bundesländern nach Anteil an Personen mit Migrationshintergrund (in %)



Quelle: Religionsmonitor 2017, Basis: Bevölkerung Deutschland, gültige Fälle (n = 1.407), gewichtet

BertelsmannStiftung

während in Bundesländern, deren migrantischer Bevölkerungsanteil unter 10 Prozent liegt, nicht einmal ein Viertel der Bevölkerung dieser Meinung ist.

Umgekehrt ist in Bundesländern, in denen der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund geringer ist (<10 Prozent), die Erwartung an Migranten, sich kulturell an die Mehrheitsbevölkerung anzupassen, ausgeprägter. Dafür sprechen sich hier rund zwei Drittel der Befragten aus; in Bundesländern mit einem migrantischen Anteil von mindestens 25 Prozent erwartet mit 48 Prozent ein deutlicher geringerer Anteil der Befragten eine kulturelle Anpassung von den Minderheiten.

Kein Zusammenhang lässt sich zwischen dem Migrantenanteil und einer Präferenz für die Bewahrung verschiedener Kulturen (kulturelle Eigenständigkeit) feststellen. Der Anteil der Befragten, die diese Form des Zusammenlebens bevorzugen, liegt durchweg bei etwa 10 Prozent.

Soziodemographische Einflüsse

In einer Vielzahl von Forschungsarbeiten zu Einstellungen gegenüber Einwanderern zeigt sich der große Einfluss sozioökonomischer und soziodemographischer Merkmale (Quillian 1995; Rustenbach 2010). Es lässt sich beispielsweise beobachten, dass eine schlechte individuelle ökonomische Situation negative Auswirkungen auf die Akzeptanz von Migranten hat. Erklärt wird dieser Effekt

häufig durch die subjektiv wahrgenommene Konkurrenz um relevante Ressourcen wie Arbeitsplätze und Sozialleistungen (vgl. „Group Threat Theory“: Blalock 1967; Blumer 1958; Quillian 1995). Ebenso gibt es einen starken Effekt des Bildungsniveaus auf die Einstellungen zu Migranten. So sind Personen mit höherem Bildungsabschluss aufgeschlossener und positiver gegenüber Fremden eingestellt. Als Erklärung lässt sich auf ein umfangreicheres Wissen über fremde Kulturen, aber auch auf vermehrte internationale Kontaktmöglichkeiten in Beruf und Privatleben verweisen, die zu einem Abbau von Vorurteilen führen (vgl. „Kontakthypothese“: Allport und Kramer 1946; siehe auch Hafez und Schmidt 2015).

„Personen mit höherem Bildungsabschluss sind aufgeschlossener und positiver gegenüber Fremden eingestellt.“

Auch das Alter hat einen Einfluss auf die Einstellungen gegenüber Migranten: Je älter jemand ist, desto stärker sind Vorurteile ausgeprägt. Diese Tendenz lässt sich auf die Sozialisation in unterschiedlichen Generationen mit jeweils eigenen Wertmustern und Normvorstellungen zurückführen (vgl. „Sozialisationstheorien“: Tillmann 2000). Zugleich sind im Zuge von zunehmender Migration und Globalisierung die Möglichkeiten gestiegen, mit fremden Kulturen in Kontakt zu kommen.

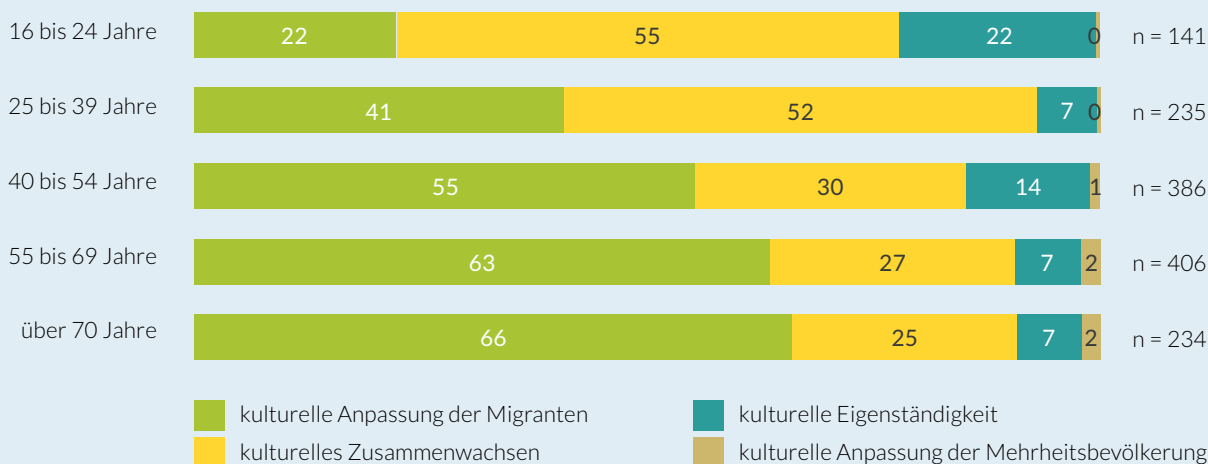
Schließlich zeigten bisherige Forschungsarbeiten, dass geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Ausprägung von Vorurteilen eine Rolle spielen: Männer erweisen sich danach als weniger aufgeschlossen gegenüber Migranten. Hierzu werden unterschiedliche Erklärungen ins Feld geführt. Vor allem die frühen Arbeiten von Adorno et al. (1950) legten dar, dass autoritäre Persönlichkeitsmerkmale, die häufig Männern zugeschrieben werden, zu ausgeprägteren Vorurteilen gegenüber Fremden und Migranten führen. Auch die oben genannte Group Threat Theory kann dazu beitragen, Geschlechterunterschiede zu erklären, zumindest wenn man von klassischen Geschlechterrollen (Mann: „Brotverdiener“/ primärer Ernährer; Frau: hauptsächlich verantwortlich für den Haushalt und Kinder) ausgeht. Danach fühlen sich Männer im Gegensatz zu Frauen stärker von Migranten bedroht, da diese als Konkurrenten am Arbeitsmarkt wahrgenommen werden und ihre Rolle als Ernährer der Familie gefährden.

Dieser kurze, wenn auch nicht vollständige Überblick über bisherige empirische Erkenntnisse zum Einfluss von sozioökonomischen und soziodemographischen Merkmalen macht deutlich, dass der Forschungsfokus bislang vor allem auf einer Untersuchung von Vorurteilen und diskriminierenden Einstellungen gegenüber Migranten

lag. Weniger im Blick waren die Einstellungen der Bevölkerung dazu, wie das Zusammenleben zwischen Mehrheitsbevölkerung und Einwanderern gelingen kann. Im folgenden Abschnitt wollen wir deshalb untersuchen, ob das Alter, das Geschlecht, die persönliche Migrationserfahrung und das Bildungsniveau einen Einfluss auf die von den Befragten präferierte Form des Zusammenlebens zwischen Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung haben.

Wie in Abbildung 3 zu erkennen ist, unterscheiden sich die verschiedenen Altersgruppen in ihren Meinungen zu einem erfolgreichen Miteinander deutlich. Auffällig ist zunächst der mit zunehmendem Alter steigende Anteil derer, die eine kulturelle Anpassung der Migranten als die erstrebenswerteste Form für das Zusammenleben ansehen. So präferieren unter den 16- bis 24-Jährigen 22 Prozent der Befragten die kulturelle Anpassung, während es unter den über 70-Jährigen 66 Prozent sind. Der anteilige Unterschied liegt also bei 44 Prozentpunkten. Dies bestätigt ein Korrelationstest ($r = 0.25$), der die Stärke des Zusammenhangs zwischen Alter und Einstellungen misst. Wir können hier von einem Generationeneffekt und nicht von einem Lebenszykluseffekt ausgehen. Das heißt, die Zustimmungsrate steigt nicht individuell mit dem Älterwerden, sondern ältere Personen sind, verein-

ABBILDUNG 3: Zusammenleben in kultureller Vielfalt – Präferenzen nach Alter (in %)



Quelle: Religionsmonitor 2017, Basis: Bevölkerung Deutschland, gültige Fälle (n = 1.402), gewichtet

facht formuliert, „eine andere Generation“: Sie sind anders aufgewachsen und unterscheiden sich deshalb in ihren Einstellungen von jüngeren Altersgruppen.

Umgekehrt ist in der jüngsten Altersgruppe der Anteil derer, die sich für ein Zusammenwachsen der Kulturen aussprechen, mit 55 Prozent am höchsten. Unter den über 70-Jährigen sind nur 25 Prozent dafür (Korrelationstest: $r = -0.23$). In der Generationenfolge verschieben sich somit die Mehrheitsverhältnisse signifikant: Während unter den 16- bis 39-jährigen Befragten mehr als die Hälfte für ein Zusammenwachsen plädiert, sprechen sich unter den älteren Befragten (ab 40 Jahren) rund 60 Prozent für eine Anpassung der Migranten an die Mehrheitsgesellschaft aus. Allerdings ist in der jüngsten Altersgruppe auch der Anteil der Befragten am höchsten, der für eine kulturelle Eigenständigkeit stimmt (22 Prozent). Hierbei ist allerdings kein klares Muster zu erkennen: Die Präferenz für eine kulturelle Eigenständigkeit nimmt nicht kontinuierlich mit jüngerem Alter zu, wie dies bei der Option „kulturelles Zusammenwachsen“ zu beobachten ist, sondern zeigt sich primär bei jungen Erwachsenen unter 25 Jahren. Inwieweit es sich hierbei um einen Generationeneffekt handelt oder aber auf das Alter zurückzuführen ist, ist weiter zu prüfen.

„Unter den **Jüngeren** ist der Anteil derer, die sich für ein **Zusammenwachsen** der Kulturen aussprechen, mit 55 Prozent am **höchsten**.“

Eine getrennt nach **Geschlecht** vorgenommene Analyse (ohne Abbildung) zeigt keine nennenswerten Einstellungsunterschiede zwischen Männern und Frauen. Demnach gibt es keine Hinweise für geschlechtsspezifische Präferenzen in Bezug auf das Zusammenleben in kultureller Vielfalt. Deshalb wird hier auf eine ausführliche Beschreibung der nach Geschlecht aufgeschlüsselten Ergebnisse verzichtet.

Bei der Behandlung der Frage, wie die persönliche **Migrationserfahrung** die Präferenzen für

das Zusammenleben von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung beeinflusst, ist zunächst zu unterscheiden zwischen unterschiedlichen Migrationsgenerationen: Als Migranten der ersten Generation gelten diejenigen, die selbst eingewandert sind, Migranten der zweiten Generation sind nicht selbst immigriert, aber ihre Eltern oder zumindest ein Elternteil. Bei Migranten der dritten Generation sind die Großeltern oder ein Großelternanteil eingewandert. Personen ohne jegliche Migrationserfahrung werden der Kategorie „ohne Migrationshintergrund“ zugeordnet.

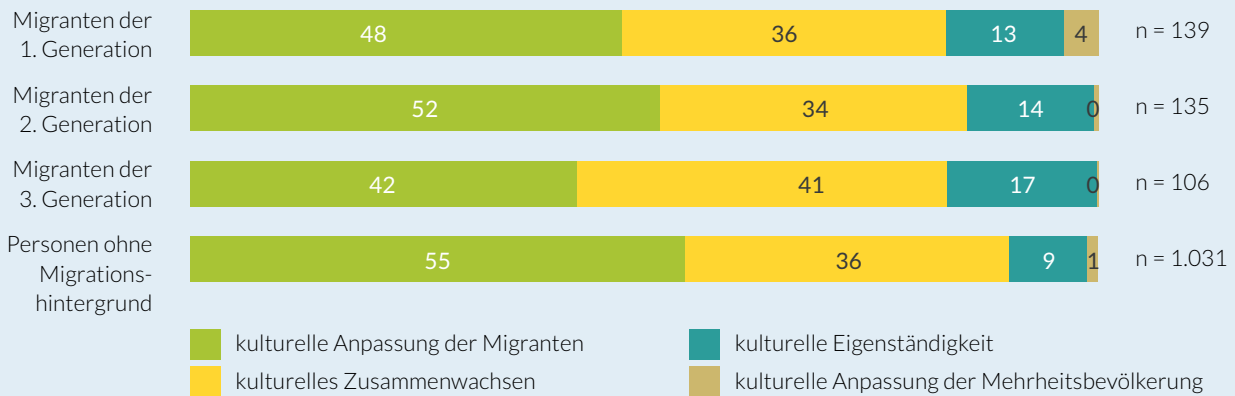
Die persönliche beziehungsweise familiäre Migrationserfahrung kann aus theoretischer Sicht auf zwei verschiedene Arten auf die Einstellungen gegenüber Migranten wirken (vgl. Esser 2000): Erstens steigt in der Generationenfolge die Vertrautheit mit dem Aufnahmeland. Personen, die selbst eingewandert sind, müssen die Traditionen, Gepflogenheiten und kulturellen Besonderheiten des Aufnahmelandes erst kennenlernen und verstehen. Einwanderer der zweiten und der dritten Generation können auf die Erfahrungen ihrer Eltern aufbauen und wachsen zugleich

Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland

Nach der Definition des Statistischen Bundesamts haben nicht nur Personen, die selbst migriert sind und/oder eine ausländische Staatsangehörigkeit besitzen, einen Migrationshintergrund. Dazu zählen auch in Deutschland Geborene mit deutscher Staatsbürgerschaft, wenn ein Elternteil zugewandert ist oder nicht die deutsche Staatsbürgerschaft besitzt. Statistiken über ihre Anzahl basieren auf dem Mikrozensus sowie den Zensuserhebungen.

In Deutschland lebten laut Mikrozensus im Jahr 2016 rund 18,6 Millionen Menschen mit einem Migrationshintergrund; das entspricht einem Anteil von 22,5 Prozent an der Gesamtbevölkerung. Laut Migrationsbericht 2015 stammen rund 15 Prozent der Menschen mit Migrationshintergrund aus der Türkei, etwa 10 Prozent aus Polen und rund 7 Prozent aus der Russischen Föderation. Menschen aus anderen Herkunftsländern sind in geringeren Anteilen vertreten.

ABBILDUNG 4: Zusammenleben in kultureller Vielfalt – Präferenzen nach Migrationshintergrund (in %)



Quelle: Religionsmonitor 2017, Basis: Bevölkerung Deutschland, gültige Fälle (n = 1.411), gewichtet

BertelsmannStiftung

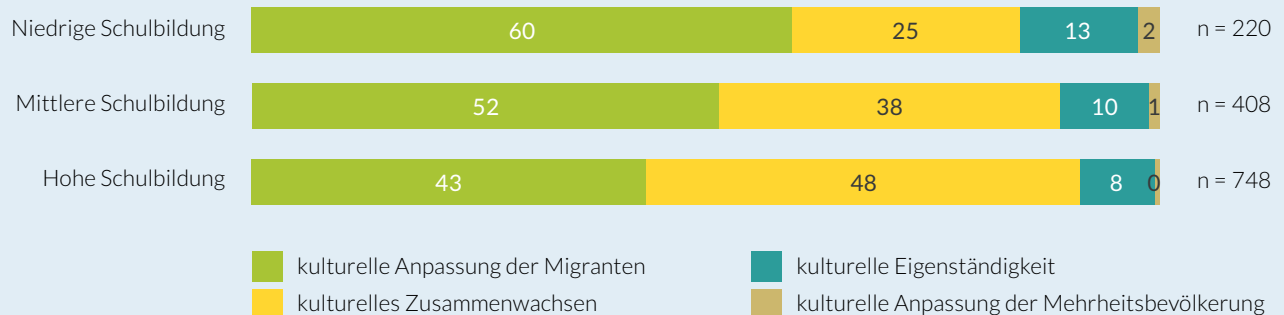
selbstverständlich mit den kulturellen Gepflogenheiten des Aufnahmelandes auf. Sie haben hiesige Bildungsinstitutionen durchlaufen und knüpfen von Kindesbeinen an Kontakte in die Aufnahmegesellschaft, als deren Teil sie sich zunehmend verstehen. Das jedenfalls zeigen Ergebnisse einer anderen Auswertung des Religionsmonitors: Danach nehmen die interreligiösen Freizeitbeziehungen von Muslimen mit jeder Generation zu (Halm und Sauer 2017: 31).

Neben dieser brückenbauenden Wirkung familiärer Migrationserfahrung ist noch eine zweite Wirkung denkbar: So können Migranten, die nicht selbst eingewandert sind, auf die von ihren Eltern und Großeltern aufgebauten sozialen Beziehungen zurückgreifen. Diese Beziehungen können sich allerdings häufig innerhalb der migrantischen Communities und damit im eigenen Kulturkreis bewegen. Alltagspraktische unterstützende Netzwerke kommen dabei ebenso zum Tragen wie die Pflege gemeinsamer religiöser und kultureller Traditionen. Ob aus solchen innerethnischen Formen des Zusammenhalts eine segregierende Tendenz erwächst, ist von verschiedenen Faktoren abhängig. So können subjektiv als Diskriminierung und Ausgrenzung gedeutete Erfahrungen eine Rolle für einen Rückzug in die eigene migrantische Community spielen, der dann eher eine unbeschwertere Religionsausübung, soziale Anerkennung und Statusgewinn zugeschrieben wird. Reethnisierung beziehungsweise „ethnic revival“ hat dann den

Charakter einer Reaktion und scheint in der dritten Einwanderergeneration an Bedeutung zu gewinnen (vgl. Hansen und Spetsmann-Kunkel 2008: 46; Skrobaneck 2007).

Wie aus Abbildung 4 ersichtlich wird, nimmt tatsächlich mit der Generationenfolge der Migranten der Anteil derer leicht zu, die eine Bewahrung der unterschiedlichen Kulturen für die geeignetste Art des Zusammenlebens von Migranten und Mehrheitsbevölkerung halten. So bevorzugen unter den Migranten der dritten Generation knapp 17 Prozent eine kulturelle Eigenständigkeit, unter den selbst eingewanderten Personen ist der Anteil um 4 Prozentpunkte geringer. In der dritten Einwanderergeneration ist mit 41 Prozent aber auch der Anteil derer am höchsten, die sich für ein Zusammenwachsen der Kulturen aussprechen; bei Personen, die noch selbst eingewandert sind, beträgt dieser Anteil 36 Prozent – bei Angehörigen der zweiten Generation sind es 34 Prozent. Entsprechend spricht sich in der dritten Einwanderergeneration auch ein geringerer Anteil für eine kulturelle Anpassung an die Mehrheitsbevölkerung aus: In der ersten Generation sind es 48 Prozent, in der dritten nur noch 42 Prozent. Interessanterweise ist es die zweite Generation, die in der Assimilation mehrheitlich – mit 52 Prozent – die beste Form des Zusammenlebens sieht. Hier bestätigt sich tendenziell das Muster eines „ethnic revival“ in der dritten Einwanderergeneration: Während die zweite Generation die größte Anpassungsbereitschaft

ABBILDUNG 5: Zusammenleben in kultureller Vielfalt – Präferenzen Bildung (in %)



Quelle: Religionsmonitor 2017, Basis: Bevölkerung Deutschland, gültige Fälle (n = 1.376), gewichtet

BertelsmannStiftung

zeigt, sinkt diese in der dritten Generation sogar noch unter das Niveau der ersten Generation. Hansen (1938) hat dies wie folgt auf den Punkt gebracht: „What the son wishes to forget the grandson wishes to remember“. Hier wird aber von einer eher symbolischen Ethnizität ausgegangen, die wenig mit tatsächlich stattfindenden Anpassungsprozessen in anderen Bereichen zu tun hat (Gans 1994; Hans 2010).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass trotz dieser Tendenz höchstens jede sechste Person mit Migrationshintergrund für eine kulturelle Eigenständigkeit plädiert; insgesamt sind auch Menschen mit Migrationsbiographie mehrheitlich der Meinung, dass eine kulturelle Anpassung der Einwanderer am ehesten zu einem gelingenden Zusammenleben beiträgt. Zugleich spricht sich in der Folge der Migrationsgenerationen eine wachsende Zahl für eine Verbindung der Kulturen zu einer gemeinsamen Kultur aus. Damit unterscheiden sich die Ansichten von Personen mit und ohne Migrationsbiographie insgesamt nicht grundlegend.

„In der Folge der Migrationsgenerationen spricht sich eine **wachsende Zahl** für eine Verbindung der Kulturen zu einer **gemeinsamen Kultur** aus.“

Abschließend werten wir den Einfluss des Bildungsniveaus² auf die präferierte Form des

Zusammenlebens von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung aus. Hierbei lassen sich eindeutige Zusammenhänge feststellen (vgl. Abbildung 5): Je höher das Bildungsniveau, desto häufiger sprechen sich Personen für ein Zusammenwachsen der Kulturen aus ($r = 0.20$). Hingegen nimmt die Zustimmung zu einer kulturellen Eigenständigkeit oder einer kulturellen Anpassung der Einwanderer an die Mehrheitsbevölkerung mit steigendem Bildungsniveau ab ($r = -0.13$). Eine höhere Bildung geht folglich mit einer größeren Offenheit und der größeren Bereitschaft einher, mit Menschen, die aus einem anderen Kulturkreis stammen, in Kontakt zu treten. Dafür lassen sich verschiedene Erklärungen anführen. Zum einen bestätigt das Befragungsergebnis die im Zusammenhang mit der Erforschung von Vorurteilen gewonnenen Erkenntnisse zum Effekt des Bildungsniveaus und zu den Mechanismen der Kontakthypothese. Zum anderen lässt sich, angesichts des starken positiven Zusammenhangs zwischen Bildungsniveau und sozioökonomischem Status, die konstatierte Weltoffenheit der Bildungsbürger auch dadurch erklären, dass diese Gruppe von gesellschaftlichen Verteilungsproblemen weit weniger berührt ist als die Gruppe derer mit tendenziell

² Das Bildungsniveau wird in drei Kategorien unterteilt: niedriges, mittleres und hohes Bildungsniveau. Der ersten Kategorie werden diejenigen zugeordnet, die keinen Abschluss oder einen Haupt-/Volksschulabschluss mit oder ohne Lehre haben. Die mittlere Kategorie umfasst diejenigen, die einen Abschluss von einer Mittel-/Real-/Fach-/Handelsschule ohne Abitur haben. Wer ein Abitur/Hochschulreife oder ein Studium erfolgreich abgeschlossen hat, wird der Kategorie ‚hohes Bildungsniveau‘ zugeordnet.

niedrigeren Bildungsabschlüssen. Sie nehmen die Einwanderer, die ebenfalls überwiegend ökonomisch schlechter gestellt sind, eher als Konkurrenz um knappe Ressourcen wie Wohnungen

und soziale Leistungen wahr. Indirekt lassen sich hiermit also auch die Annahmen der Group Threat Theory bestätigen.

Präferenzen für das Zusammenleben in Abhängigkeit von Religions- zugehörigkeit und Religiosität

In diesem zweiten Teil dieser Studie befassen wir uns mit dem Einfluss religiöser Merkmale auf die Wahl der bevorzugten Form für das Zusammenleben von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung.

Zunächst liegt dabei unser Interesse auf dem Einfluss von Religion und Konfessionszugehörigkeit, da innerhalb religiöser Gemeinschaften – häufig durch ihre führenden geistlichen Vertreter – auch klare Standpunkte zu sozialpolitischen Themen wie Migration und Integration vertreten werden (Wolf und Roßteutscher 2013). Außerdem prägten Religionen die Kulturgeschichte eines jeden Landes und beeinflussen bis heute das kulturelle Leben: Angefangen von Feiertagen und dazugehörigen Bräuchen im Jahreskreislauf über gesetzliche Regelungen bis hin zu Essgewohnheiten und Kleidungsstilen haben viele alltägliche Gepflogenheiten einen religiösen Hintergrund. Damit wird der Grundstein für das gelegt, was sowohl religiöse als auch nicht religiöse Personen als vertraut und somit als wesentlichen kulturellen Bestandteil ihres Heimatlandes wahrnehmen (Casanova 2006).

Treffen durch Migrationsbewegungen Menschen, die unterschiedliche kulturelle Aspekte als vertraut empfinden, aufeinander, stellt sich die Frage, wie sie mit diesen Verschiedenheiten umgehen und wie ein friedliches Zusammenleben funktionieren kann. Während einige Integrationstheorien davon ausgehen, dass Religionen aufgrund ihrer transethnischen Orientierung und wertvermittelnden Rolle eine Brückenfunktion einnehmen können (Warner 2007; Zhou 1997; Gordon 1964; Herberg 1955), machen andere

Wissenschaftler auf religiöse Grenzziehungen aufmerksam (Alba 2005). Letztere betonen, dass gerade in westeuropäischen Gesellschaften die gesellschaftliche Zugehörigkeit über Religion definiert werde. Eine besonders starke Grenzziehung werde vor allem zwischen einer als christlich oder als säkular definierten Mehrheitsgesellschaft und gegenüber Zuwanderern vorgenommen, die als muslimisch oder fundamentalistisch definiert werden (Foner und Alba 2008; siehe auch Diehl, Fick und König 2017). Das könne sich in einer Stigmatisierung von Minderheiten niederschlagen. Um zu prüfen, welche Rolle Religion für die Vorstellungen von einem gelingenden Zusammenleben einnimmt, werten wir getrennt voneinander die Präferenzen von Christen, Konfessionslosen und Muslimen³ zum Zusammenleben aus und vergleichen sie miteinander. Besonders in der gegenwärtigen Situation, in der die Mehrheit der aktuell Einwandernden aus muslimisch geprägten Ländern stammt und auf eine christlich geprägte Mehrheitsbevölkerung trifft, können die Ergebnisse wertvolle Erkenntnisse liefern. Das Christentum mit einem Bevölkerungsanteil von insgesamt 58 Prozent und der Islam mit einem Anteil von etwa 5 Prozent (FoWiD 2017; BAMF 2017) bilden daher den Schwerpunkt unserer Untersuchung.

³ Der Religionsmonitor 2017 enthält neben einer repräsentativen Bevölkerungsstichprobe eine separat gezogene Stichprobe für Muslime, die repräsentativ ist für Muslime aus den wichtigsten Herkunftsländern beziehungsweise Regionen (Türkei, Iran, Südosteuropa, Naher Osten, Nordafrika, Südasien). Muslime, die im Rahmen der Fluchtzuwanderung seit 2010 in Deutschland leben, sind nicht berücksichtigt, da aufgrund der Lebensumstände sowie der geringen Verweildauer zu diesem Zeitpunkt keine verlässlichen Aussagen zum Zusammenleben getroffen werden können.

Alle weiteren Religionsgemeinschaften sind nur marginal (Bevölkerungsanteil: weniger als 2 Prozent) in Deutschland vertreten. Die Gruppe der Konfessionslosen (Bevölkerungsanteil: rund 34 Prozent) nehmen wir mit in die Analysen auf, um besser herausarbeiten zu können, wie stark der Einfluss der jeweiligen Religionsgemeinschaft auf die Präferenz für das Zusammenleben ist. Zusätzlich berücksichtigen wir die jeweils wichtigsten Glaubensrichtungen der beiden größten Religionsgemeinschaften – Katholiken und Protestanten, Schiiten und Sunniten.

Anschließend betrachten wir die Zentralität der Religiosität (vgl. Huber 2003), das heißt, wir gehen der Frage nach, ob wenig religiöse Menschen andere Formen des Zusammenlebens von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung präferieren als hochreligiöse und ob es dabei Unterschiede zwischen Muslimen und Christen gibt. Diese Differenzierung ist nicht unerheblich, denn der Grad der Religiosität bildet zu einem gewissen Maß die Wichtigkeit der Religion im Alltag einer Person ab. Es werden also mit höherer Wahrscheinlichkeit die führenden Meinungen der Religionsgemeinschaft vertreten und die religiösen Traditionen und Bräuche befolgt.

Bisherige Forschungsarbeiten zum Einfluss der Religionszugehörigkeit und der Religiosität auf die Einstellungen zu Migranten zeigen keine einheitlichen Ergebnisse. So wiesen beispielsweise Bohman und Hjerm (2014) nach, dass nicht religiöse Personen Migranten stärker ablehnen als religiöse. Außerdem konnten sie zeigen, dass religiöse Personen in protestantisch geprägten Ländern tolerantere Einstellungen vertreten als solche in katholisch geprägten Ländern. Im Gegensatz dazu fanden Hall, Matz und Wood (2010) heraus, dass eine stärkere Identifikation mit einer Religionsgemeinschaft mit Rassismus und negativen Einstellungen gegenüber Fremden verbunden ist. Schließlich konnte Fetzer (2000) beobachten, dass die Zugehörigkeit zu einer religiösen Minderheit in einer stärkeren Unterstützung einer „migrantenfreundlichen“ Politik resultiert.

Neben der Heterogenität der Ergebnisse fällt bei den bisherigen Forschungsarbeiten auf, dass auch sie die Frage danach vernachlässigen, wie

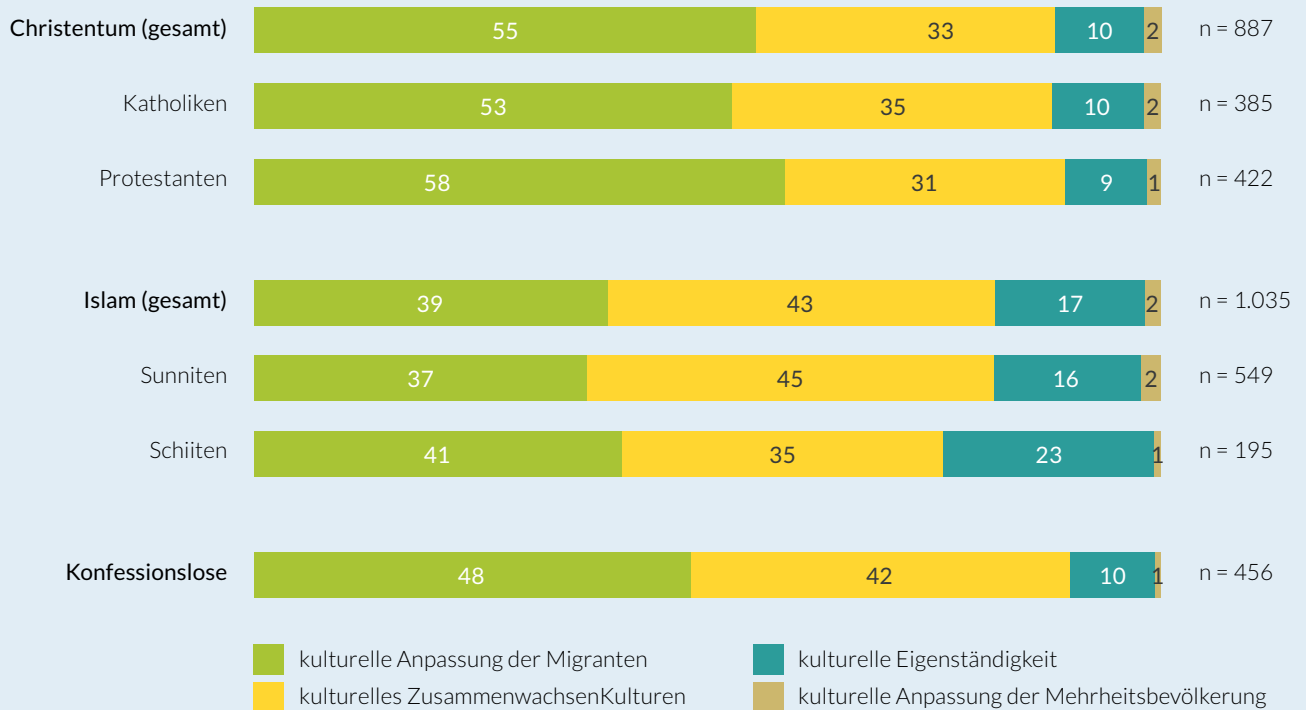
sich die individuelle Religionszugehörigkeit und Religiosität zur Präferenz für eine bestimmte Form des Zusammenlebens in einer Einwanderungsgesellschaft verhält. Folgt man der Argumentation der Symbolic Threat Theory (Bloom, Arikian und Lahav 2015; Schneider 2008), so könnte die Mehrheitsbevölkerung ihre kulturelle Vorrechtsstellung und den kulturellen Zusammenhalt im Land gefährdet sehen, wenn ein wachsender Bevölkerungsanteil eine andere Kultur lebt. Wenn die Mehrheitsbevölkerung ihre kulturelle Identität und Werte nicht verlieren möchte, reagiert sie mit negativen Einstellungen gegenüber Einwanderern. Zu vermuten ist, dass sich diese symbolische Bedrohungswahrnehmung bei Personen, die sich besonders stark mit der christlich geprägten Kultur Deutschlands identifizieren, stärker auswirkt als bei solchen ohne Glaubenszugehörigkeit oder Minderheiten (beispielsweise Muslimen).

Der Einfluss von Religions- und Konfessionszugehörigkeit

Abbildung 6 zeigt, dass sich die beiden Religionsgemeinschaften und die Gruppe der Konfessionslosen in ihren Meinungen zum kulturellen Zusammenleben von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung unterscheiden. Im Durchschnitt sieht über die Hälfte (55 Prozent) aller in Deutschland lebenden Christen⁴ eine kulturelle Anpassung der Migranten als die geeignetste Form für ein gelungenes Zusammenleben an. Unter den Konfessionslosen sind es durchschnittlich 48 Prozent und unter den in Deutschland lebenden Muslimen 39 Prozent. Dieser anteilige Unterschied von über 16 Prozentpunkten zwischen Christen und Muslimen ist keine Überraschung, da eine kulturelle Anpassung von Einwanderern für Christen den Erhalt des Status quo bedeutet, für Muslime aber die Zurückstellung der eigenen religiösen Traditionen implizieren kann. Je stärker sich Personen also mit der christlich geprägten Kultur in Deutschland identifizieren, desto

⁴ Die Religionszugehörigkeit wurde in dieser Studie nicht über eine formale Mitgliedschaft erfasst, sondern über die persönliche Zuordnung bzw. das Zugehörigkeitsempfinden. Das sorgt auch für eine bessere Vergleichbarkeit mit den Muslimen, die eine formale Religionszugehörigkeit nicht kennen.

ABBILDUNG 6: Zusammenleben in kultureller Vielfalt – Präferenzen nach Religionszugehörigkeit und Konfession bzw. Glaubensrichtung (in %)



Quelle: Religionsmonitor 2017, Basis: Bevölkerung Deutschland – nur Christen und Konfessionslose (n = 1.343); Muslime in Deutschland (n = 1.035); gültige Fälle, gewichtet

BertelsmannStiftung

eher plädieren sie für eine kulturelle Anpassung der Einwanderer und sind weniger bereit, auf Einwanderer zuzugehen. Dieses Ergebnis entspricht den Annahmen der Symbolic Threat Theory.

Mit 43 Prozent präferiert ein größerer Anteil der Muslime ein Zusammenwachsen der Kulturen; dieser Wert ist ähnlich hoch wie unter Befragten ohne Glaubenszugehörigkeit. Abweichend davon präferiert mit 33 Prozent ein deutlich geringerer Anteil der Christen ein kulturelles Zusammenwachsen. Für eine Bewahrung der eigenen Kultur neben der Kultur der Aufnahmegesellschaft sprechen sich 17 Prozent der muslimischen Befragten aus. Unter den christlichen und den konfessionslosen Befragten wird diese Form des Zusammenlebens weniger präferiert (jeweils rund 10 Prozent).

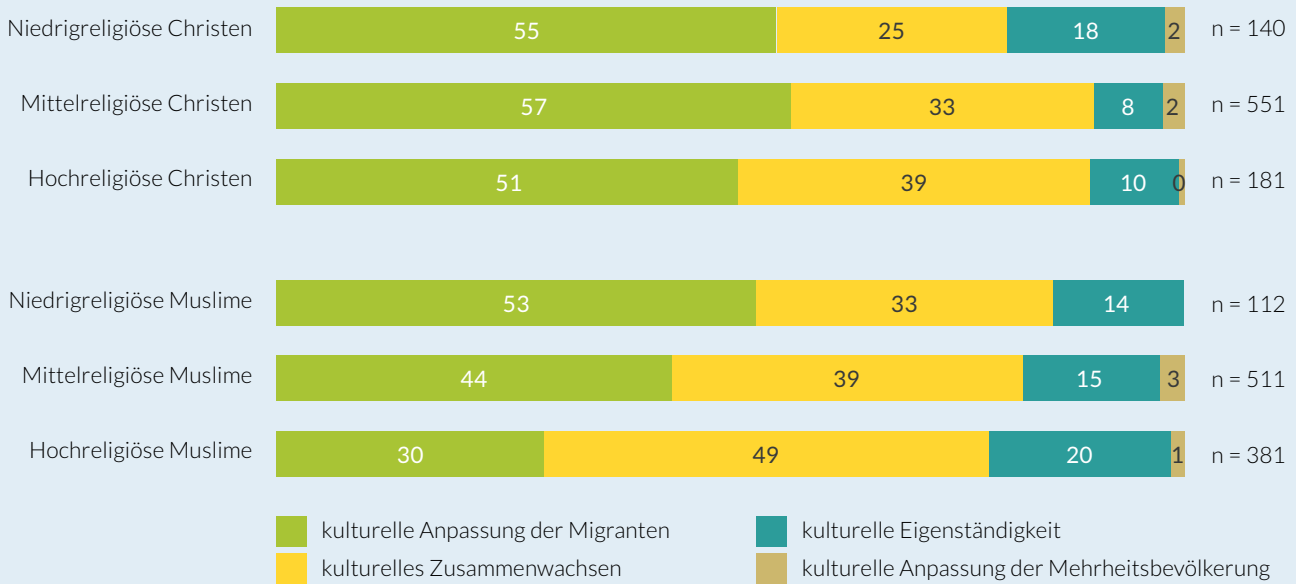
Nachfolgend gehen wir der Frage nach, ob es Unterschiede innerhalb der Religionsgemeinschaften (Christentum und Islam) gibt. Dazu

vergleichen wir die Befragungsergebnisse entlang konfessioneller Grenzen und nehmen die Einstellung von Katholiken und Protestanten, Sunniten und Schiiten in den Blick.

Unter Protestanten ist demnach mit 58 Prozent die Ansicht noch verbreiteter als unter Katholiken (53 Prozent), dass ein Zusammenleben von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung am besten gelingt, wenn sich die Migranten kulturell anpassen. Dafür präferieren mehr Katholiken (35 Prozent) als Protestanten (31 Prozent) ein Zusammenwachsen der Kulturen. In beiden Konfessionen spricht sich etwa jeder Zehnte für eine kulturelle Eigenständigkeit von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung aus.

Innerhalb des Islams bestehen deutlichere Unterschiede zwischen Angehörigen der beiden Glaubensrichtungen als zwischen den christlichen Konfessionen – vor allem in Bezug auf die Präferenz für ein Zusammenwachsen der Kulturen.

ABBILDUNG 7: Zusammenleben in kultureller Vielfalt – Präferenzen von Christen und Muslimen nach Religiosität (in %)



Quelle: Religionsmonitor 2017, Basis: Bevölkerung Deutschland – nur Christen (n = 872); Muslime in Deutschland (n = 1.004); gültige Fälle, gewichtet

BertelsmannStiftung

So präferieren 45 Prozent der befragten Sunniten diese Form des Zusammenlebens, aber nur 35 Prozent der – mehrheitlich iranischstämmigen – schiitischen Befragten. Dafür sprechen sich 23 Prozent der Angehörigen dieser muslimischen Glaubensrichtung für eine kulturelle Eigenständigkeit aus, während es unter den Sunniten mit 16 Prozent 7 Prozentpunkte weniger sind.

Eine mögliche Erklärung dafür könnte in den Erfahrungen der Schiiten als Minderheit liegen, die Unterdrückung auch von den Sunniten erfahren haben (Esposito 2004: 64–65). Ein solches Unterdrückungsverhältnis trägt, wie viele Untersuchungen zeigen, zu einer Stärkung des Zusammenhalts innerhalb der Gruppe bei und festigt die Gruppenidentität nach außen (z. B. Brewer und Kramer 1985). Andererseits spielen dabei religiöse Motive vermutlich weniger eine Rolle: Die meisten Schiiten in Deutschland sind nach der Machtübernahme religiöser Autoritäten aus dem Iran geflüchtet und gehörten dort eher der weniger religiösen, intellektuellen Bildungselite an (Haug, Müssig und Stichs 2009).

Einfluss der Religiosität

Als Nächstes wollen wir herausfinden, ob es Unterschiede zwischen niedrigreligiösen und hochreligiösen Personen bei der Wahl der als am geeignetsten angesehenen Form des Zusammenlebens von Migranten und Mehrheitsbevölkerung gibt. Dabei vergleichen wir zum einen, wie sich die Präferenzen mit steigendem Grad der Religiosität⁵ (niedrig – mittel – hoch) innerhalb des Christentums und innerhalb des Islams verändern, zum anderen, ob sich hochreligiöse Christen von hochreligiösen Muslimen und niedrigreligiöse Christen von niedrigreligiösen Muslimen unterscheiden (vgl. Abbildung 7).

„Je **religiöser** eine Person ist, desto **häufiger** spricht sie sich für ein **Zusammenwachsen** der Kulturen aus.“

⁵ Die Messung der Religiosität erfolgt anhand des Zentralitätsindex (Huber 2003); verschiedene Indikatoren zum religiösen Glauben und zur religiösen Praxis werden dabei zu einem Index zusammengefasst.

Mit Bezug auf das Christentum lassen sich drei Tendenzen beobachten: (1) Je religiöser eine Person ist, desto häufiger spricht sie sich für ein Zusammenwachsen der Kulturen der Einwanderer und der Mehrheitsbevölkerung aus. (2) Anteilig sehen fast doppelt so viele niedrigreligiöse Christen (18 Prozent) eine Eigenständigkeit der Kulturen für die geeignetste Form des erfolgreichen Zusammenlebens wie mittel- oder hochreligiöse Christen zusammen (8 und 10 Prozent). (3) Obwohl in allen drei Kategorien durchschnittlich über die Hälfte der Befragten der Meinung ist, dass sich Einwanderer an die Kultur der Mehrheitsbevölkerung anpassen sollten, damit ein friedliches Zusammenleben gelingen kann, ist diese Haltung unter niedrig- und mittelreligiösen Christen um rund 5 Prozentpunkte stärker ausgeprägt als unter hochreligiösen Christen. Eine kulturelle Anpassung der Mehrheitsbevölkerung findet in jeder Gruppe die geringsten Zustimmungswerte (unter 2,5 Prozent). Vor allem der erste und dritte Punkt erscheint auf den ersten Blick überraschend, da häufig die Meinung vertreten wird, dass religiösere Personen konservativere Einstellungen besäßen, sie somit seltener zu Veränderungen bereit seien und häufiger an etablierten, mit ihrer eigenen Religion verbundenen kulturellen Traditionen und Verhaltensweisen festhielten. Beschäftigt man sich näher mit dem Einfluss von Religiosität auf Einstellungen gegenüber Migranten, lässt sich erkennen, dass die beschriebenen Tendenzen eine weitere theoretische Argumentationsrichtung widerspiegeln: So werden über die Religion und die religiöse Zugehörigkeit solidarische Werte vermittelt (vgl. Pollack und Müller 2013), zudem sind Religionsgemeinschaften über nationalstaatliche Grenzen hinweg verbunden (vgl. Lubbers, Coender und Scheepers 2006). Diese Charakteristika seien, so wird argumentiert, ausschlaggebend für eine erhöhte Bereitschaft, auf die Einwanderer zugunsten eines friedlichen Miteinanders zuzugehen und Offenheit zu beweisen. Dies zeigt sich in anderen Studien beispielsweise darin, dass religiöse Menschen im Vergleich Mitgliedern anderer Religionen ein größeres soziales Vertrauen entgegenbringen (Pickel 2012).

Unter den Muslimen zeigen sich deutlich größere Unterschiede zwischen hoch- und niedrigreligiösen Personen: Auch hier sinkt mit steigender Reli-

giosität der Anteil derer, die eine kulturelle Anpassung der Migranten für die geeignetste Form des Zusammenlebens halten – allerdings in deutlich stärkerem Ausmaß (von 53 auf 30 Prozent). Im gleichen Zug steigt die Zustimmung zu einem Zusammenwachsen der Kulturen: 49 Prozent der hochreligiösen Muslime sprechen sich dafür aus, das sind 16 Prozentpunkte mehr als unter niedrigreligiösen Muslimen (33 Prozent), für die der Islam im Alltag keine große Relevanz besitzt. Ausgeprägter ist unter hochreligiösen Muslimen zudem die Präferenz für eine Eigenständigkeit der verschiedenen Kulturen (20 Prozent), unter nicht praktizierenden Muslimen sind es 14 Prozent.

Stellt man nochmals die Präferenzen von Christen und Muslimen nebeneinander, so wird deutlich, dass niedrigreligiöse Muslime, die ihre Religion kaum praktizieren, ähnliche Ansichten zum Zusammenleben von Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte haben wie Christen. Erst mit steigender Relevanz des Islams im Alltag weichen die Ansichten der Muslime von denen der christlichen Mehrheitsbevölkerung ab.

„Muslime, für die ihre Religion im Alltag keine wichtige Rolle spielt, sind deutlich anpassungsbereiter als praktizierende Muslime.“

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Rolle von Religion für die Sicht auf ein gelingendes Zusammenleben keinem einheitlichen Muster folgt. So bestätigen die nach Religionszugehörigkeit aufgeschlüsselten Ergebnisse zwar grundsätzlich die Annahmen der Social Threat Theory, aber eine weitere Differenzierung nach Religiosität zeigt, dass sich dieser Effekt unter hochreligiösen Christen nicht weiter verstärkt. Im Gegenteil sind praktizierende Christen offener für andere Kulturen und Traditionen als nicht praktizierende. Bei Muslimen stellt sich der Zusammenhang anders dar: Muslime, für die ihre Religion im Alltag keine wichtige Rolle spielt, sind deutlich anpassungsbereiter als praktizierende Muslime. Letztere präferieren deutlich häufiger ein Zusammenwachsen der Kulturen – aber teilweise auch häufiger eine kulturelle Eigenständigkeit.

Multivariate Analyse

In den vorangegangenen Auswertungen wurden der Einfluss von soziodemographischen Faktoren sowie von Religions- und Konfessionszugehörigkeit sowie Religiosität auf die Einstellung zum Zusammenleben von Migranten und Mehrheitsbevölkerung dargestellt. Außerdem sind wir auf die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland und den Einfluss von Umfeldfaktoren wie den Anteil an migrantischer Bevölkerung in den deutschen Bundesländern eingegangen. In diesem Abschnitt werden nun die genannten Aspekte mithilfe einer multivariaten logistischen Regression (siehe Infobox) in einen Zusammenhang gebracht. Dadurch lässt sich herausfinden, welche Aspekte unter Kontrolle aller weiteren Faktoren für die Bevorzugung einer bestimmten Form des Zusammenlebens entscheidend sind.

Konkret heißt das, wir analysieren, wie groß der Einfluss der Region (Ost-/Westdeutschland), des Anteils an Einwanderern in den Bundesländern, des Alters, des Geschlechts, des Migrationshintergrunds, des Bildungsniveaus, der Religionszugehörigkeit und der Religiosität auf die Präferenz der vier Formen des Zusammenlebens ist. Auch bei diesen Auswertungen wird die vierte Kategorie (kulturelle Anpassung der Mehrheitsbevölkerung an die Kultur der Einwanderer) aufgrund ihrer äußerst marginalen Rolle nicht betrachtet.

Wie aus Tabelle 1 zu ersehen, ist bei allen drei betrachteten Idealtypen des Zusammenlebens von Mehrheitsbevölkerung und Migranten das Alter ein entscheidender Faktor dafür, ob eine Form bevorzugt wird oder nicht. So sprechen sich, unter Konstanzhaltung aller anderen Fak-

toren, ältere Personen mit einer höheren Wahrscheinlichkeit für eine kulturelle Anpassung und seltener für ein Zusammenwachsen der Kulturen oder eine kulturelle Eigenständigkeit von Migranten und Mehrheitsbevölkerung aus als jüngere Personen. Beispielsweise ist die Wahrscheinlichkeit, eine kulturelle Anpassung der Migranten zu bevorzugen, bei Personen, die älter als 55 Jahre sind, um 37 Prozentpunkte höher als bei Personen unter 24 Jahren. Hingegen ist die Wahrscheinlichkeit, sich für ein Zusammenwachsen der Kulturen auszusprechen, bei Personen über 55 Jahren um 20 Prozentpunkte geringer als bei Personen unter 24 Jahren. Ähnliche Unterschiede können auch für die Zustimmung zu einer kulturellen Eigenständigkeit beobachtet werden.

Die Präferenz für eine kulturelle Anpassung wird neben dem Alter vor allem von der Schulbildung, der Religionszugehörigkeit sowie der Religiosität beeinflusst. Im Vergleich zu Personen mit einer niedrigen Schulbildung ist die Wahrscheinlichkeit bei Hochgebildeten um 9 Prozentpunkte geringer, sich für eine kulturelle Anpassung von Einwanderern auszusprechen. Mitglieder des Christentums präferieren, unter Kontrolle aller weiteren Variablen, häufiger eine kulturelle Anpassung der Migranten als Konfessionslose. Der Unterschied liegt bei 10 Prozentpunkten. Außerdem zeigen die Analysen, dass bei hochreligiösen Personen im Vergleich zu niedrigreligiösen Personen die Wahrscheinlichkeit geringer ist (minus 12 Prozentpunkte), dass sie eine kulturelle Anpassung der Migranten an die Mehrheitsbevölkerung als die geeignete Form des Zusammenlebens ansehen.

Die Präferenz für ein kulturelles Zusammenwachsen wird neben dem Alter der Befragten vor allem durch die persönliche Migrationserfahrung, die Schulbildung, die Religionszugehörigkeit und die Religiosität beeinflusst. Im Vergleich zu Personen ohne Migrationshintergrund ist die Zustimmung unter Migranten der ersten und der zweiten Generation um 10 Prozentpunkte geringer. Eine klare Tendenz ist auch bezüglich des Bildungsniveaus zu erkennen. Je höher eine Person gebildet ist, desto wahrscheinlicher bevorzugt sie ein Zusammenwachsen der Kulturen. Im Vergleich zu Niedriggebildeten liegt die Wahrscheinlichkeit bei Personen mit einer mittleren Schulbildung um 11 Prozentpunkte, bei Personen mit einer hohen Schulbildung sogar um 17 Prozentpunkte höher. Die Zugehörigkeit zum Christentum hat einen positiven Einfluss auf die Präferenz einer kulturellen Anpassung der Migranten. Mit Blick auf ein Zusammenwachsen der Kulturen gilt das Umgekehrte: Christen sprechen sich mit geringerer Wahrscheinlichkeit (minus 16 Prozentpunkte) für ein Zusammenwachsen der Kulturen aus als Konfessionslose. Zugleich zeigt sich, dass religiösere Personen mit höherer Wahrscheinlichkeit ein Zusammenwachsen der Kulturen bevorzugen. Der Unterschied zwischen niedrig- und hochreligiösen Personen liegt hier bei 19 Prozentpunkten.

„Je höher eine Person gebildet ist, desto wahrscheinlicher bevorzugt sie ein Zusammenwachsen der Kulturen.“

Die Präferenz für eine kulturelle Eigenständigkeit wird, neben dem Alter, im Wesentlichen vom Bildungsniveau und von religiösen Aspekten beeinflusst. Mit steigendem Bildungsniveau ist es unwahrscheinlicher, eine kulturelle Eigenständigkeit als geeignete Form des Zusammenlebens von Mehrheitsbevölkerung und Migranten anzusehen. Im Hinblick auf die religiösen Aspekte zeigt sich, dass die Zugehörigkeit zum Islam die Zustimmungswahrscheinlichkeit um 18 Prozentpunkte im Vergleich zu Konfessionslosen erhöht. Außerdem gibt es einen schwachen Effekt der Religiosität: Die Wahrscheinlichkeit einer kulturellen Eigenständigkeit zuzustimmen, ist

Logistische Regression

Anhand einer logistischen Regression kann der Einfluss von einem oder mehreren Merkmalen auf die Eintrittswahrscheinlichkeit eines Ereignisses berechnet werden. Eine logistische Regression kommt dann zum Einsatz, wenn das zu erklärende Merkmal – hier eine Form des Zusammenlebens – lediglich zwei Ausprägungen (die Form des Zusammenlebens wird bevorzugt oder wird nicht bevorzugt) aufweist.

Im vorliegenden Fall ist zum Beispiel von Interesse, unter welchen Bedingungen die Wahrscheinlichkeit am höchsten ist, dass jemand eine kulturelle Assimilation der Migranten bevorzugt.

Wird der Einfluss mehrerer Merkmale gleichzeitig geprüft, handelt es sich um eine multivariate logistische Regression. Dies hat den Vorteil, dass der Einfluss eines Merkmals – etwa der Bildung – jeweils unter Kontrolle aller anderen einbezogenen Merkmale geprüft wird.

Odds-Ratios geben die Wahrscheinlichkeitsverhältnisse zweier Gruppen an, ein bestimmtes Merkmal zu haben. Sie können Werte von 0 bis unendlich annehmen. Ist der Wert 0, dann gibt es keinen Zusammenhang zwischen dem betrachteten Merkmal und der interessierenden Variablen – beide Gruppen haben die gleiche Wahrscheinlichkeit, eine bestimmte Ausprägung zu haben. Ist der Wert kleiner als 1, dann ist die Wahrscheinlichkeit der Referenzkategorie größer, dass das Ereignis eintritt. Es gibt also einen negativen Zusammenhang. Ist der Wert größer als 1, dann ist die Wahrscheinlichkeit der betrachteten Kategorie größer als diejenige der Referenzkategorie. Es gibt also einen positiven Zusammenhang.

Beispiel: Die Wahrscheinlichkeit von 40- bis 54-Jährigen, sich für eine kulturelle Anpassung der Migranten an die Mehrheitsbevölkerung auszusprechen, ist 4,35-mal so hoch wie bei der Referenzkategorie der 16- bis 24-Jährigen.

Die Sterne geben Auskunft über die statistische Signifikanz eines Zusammenhangs. Steht kein Stern hinter einem Odds-Ratio-Wert, ist dieser Einfluss statistisch unsicher, d. h. der Wert könnte auch zufällig zustande gekommen sein. Am signifikantesten sind Ergebnisse mit drei Sternen, weil die Fehlerwahrscheinlichkeit in diesem Fall sehr gering ist.

Die „average marginal effects“ (AME) geben Auskunft darüber, wie stark die signifikanten Effekte tatsächlich auf die Zielvariable wirken. Diese sind untereinander vergleichbar und können direkt interpretiert werden. Je höher ein Wert ist, umso mehr Relevanz besitzt der Einflussfaktor bei der Auswahl der untersuchten Form des Zusammenlebens.

TABELLE 1: Überblick über Einflussgrößen auf die unterschiedlichen Formen des Zusammenlebens von Einwanderern und Mehrheitsbevölkerung – Multivariate logistische Regression (Odds-Ratios)

| | kulturelle Anpassung der Migranten wird bevorzugt | | Zusammenwachsen zu einer neuen Kultur wird bevorzugt | | kulturelle Eigenständigkeit wird bevorzugt | |
|---|---|---------|--|----------|--|---------|
| | ODDS-RATIOS | AME | ODDS-RATIOS | AME | ODDS-RATIOS | AME |
| Westdeutschland | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. |
| Ostdeutschland | 1.29 (1.03) | 0.06 | 0.83 (-0.75) | -0.04 | 0.60 (-0.12) | -0.04 |
| Bundesländer aufgeteilt nach Anteil an migrantischer Bevölkerung | | | | | | |
| über 25 % | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. |
| 10 bis 25 % | 1.19 (0.63) | 0.04 | 0.75 (-1.01) | -0.06 | 0.89 (-0.25) | 0.01 |
| unter 10 % | 1.24 (0.87) | 0.05 | 0.67 (-1.54) | -0.08 | 1.37 (0.70) | 0.03 |
| 16 bis 24 Jahre | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. |
| 25 bis 39 Jahre | 2.25* (2.29) | 0.17* | 1.12 (0.34) | 0.03 | 0.20** (-3.01) | -0.18** |
| 40 bis 54 Jahre | 4.35*** (4.39) | 0.33*** | 0.37** (-3.11) | -0.21** | 0.48+ (-1.81) | -0.11+ |
| 55 bis 69 Jahre | 5.23*** (4.97) | 0.37*** | 0.39** (-3.00) | -0.20** | 0.23***(-3.33) | -0.17** |
| 70 Jahre und älter | 5.45*** (4.58) | 0.38*** | 0.39* (-2.54) | -0.20* | 0.21** (-3.22) | -0.18** |
| Weiblich | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. |
| Männlich | 0.80 (-1.37) | -0.05 | 1.28 (1.51) | 0.05 | 0.84 (-0.68) | -0.02 |
| Ohne Migrationshintergrund | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. |
| 1. Generation | 1.18 (0.52) | 0.04 | 0.60 (-1.60) | -0.10+ | 1.40 (0.67) | 0.03 |
| 2. Generation | 1.46 (1.30) | 0.08 | 0.60+ (-1.69) | -0.10+ | 1.25 (0.56) | 0.02 |
| 3. Generation | 0.71 (-1.16) | -0.08 | 1.01 (0.03) | 0.00 | 2.08+ (1.68) | 0.08 |
| Niedrige Schulbildung | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. |
| Mittlere Schulbildung | 0.82 (-0.90) | -0.04 | 1.80* (2.45) | 0.11* | 0.52+ (-1.87) | -0.06+ |
| Hohe Schulbildung | 0.67+ (-1.84) | -0.09+ | 2.28*** (3.60) | 0.17*** | 0.48* (-2.27) | -0.07* |
| Konfessionslos | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. |
| Christentum | 1.58* (2.22) | 0.10* | 0.46***(-3.73) | -0.16*** | 1.48 (1.04) | 0.03 |
| Islam | 0.79 (-0.34) | -0.05 | 0.43 (-1.27) | -0.17 | 4.56* (2.21) | 0.18+ |
| Niedrigreligiös | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. | Ref. |
| Mittelreligiös | 0.85 (-0.77) | -0.04 | 1.67* (2.53) | 0.10** | 0.47* (-2.11) | -0.07+ |
| Hochreligiös | 0.58+ (-1.92) | -0.12+ | 2.64** (3.25) | 0.19** | 0.60 (-1.03) | -0.05 |
| n | 1303 | | 1303 | | 1303 | |
| Pseudo R ² | 0.083 | | 0.100 | | 0.098 | |

Odds-Ratio und AME Signifikanz: + p<0.1, * p<0.05, ** p<0.01, *** p<0.001; Standardabweichungen in Klammern

Quelle: Religionsmonitor 2017, Basis: Bevölkerung Deutschland, gewichtet

bei mittelreligiösen Personen um 7 Prozentpunkte geringer als bei Nichtreligiösen.

Vereinfacht zusammengefasst deuten die Ergebnisse darauf hin, dass einer kulturellen Anpassung vor allem ältere Personen mit einer geringen Schulbildung, die dem Christentum zugehörig, aber wenig religiös sind, zustimmen. Ein Zu-

sammenwachsen der Kulturen bevorzugen hingegen vor allem jüngere Personen ohne Migrationshintergrund und mit einer hohen Schulbildung, die sich keiner Religionsgemeinschaft zugehörig fühlen, aber dennoch religiös sind. Eine kulturelle Eigenständigkeit präferieren dagegen vor allem junge Muslime mit geringer Schulbildung, die wenig religiös sind.

Zusammenfassung

Basierend auf den Daten des Religionsmonitors 2017 ist die vorliegende Sonderauswertung der Frage gewidmet, welche Sichtweisen die deutsche Bevölkerung auf ein gelingendes Zusammenleben in kultureller und religiöser Vielfalt hat. Dies haben wir in der zugrunde liegenden repräsentativen Befragung anhand von vier idealtypischen Optionen für ein Zusammenleben in Vielfalt gemessen: der kulturellen Anpassung der Zugewanderten an die Aufnahmegesellschaft, dem Zusammenwachsen der verschiedenen Kulturen und Traditionen (Verschmelzung), der Bewahrung der unterschiedlichen Kulturen sowie der Anpassung der Mehrheitsbevölkerung an Traditionen der Eingewanderten. Ziel war es, durch die Präferenzen der Befragten für eines der Modelle zu erfassen, inwieweit sich aus ihrer Sicht eine Seite auf die andere zubewegen sollte, sich beide Seiten aufeinander zubewegen sollten – oder aber keine Seite auf die andere.

Die Befragungsergebnisse haben wir in einem zweiten Schritt mit soziodemographischen Merkmalen wie Alter, Wohnsitz, Religionszugehörigkeit und Religiosität in Beziehung gesetzt. So ließen sich genauere Erkenntnisse dazu gewinnen, welche Faktoren die Perspektiven auf ein gelingendes Zusammenleben beeinflussen.

Die folgenden Erkenntnisse lassen sich als Ergebnis unserer Analysen zusammenfassend festhalten:

Jeder Zweite wünscht sich eine kulturelle Anpassung. 52 Prozent der in Deutschland Befragten gehen davon aus, dass das Zusammenleben in kultureller Vielfalt dann gelingen kann, wenn

sich Einwanderer und ihre Nachkommen an die Kultur der Mehrheitsgesellschaft anpassen. Rund ein Drittel sieht das Zusammenleben dann als gelungen an, wenn sich aus den verschiedenen Kulturen eine gemeinsame Kultur entwickelt. Ein kulturelles Nebeneinander wird von jedem Zehnten präferiert. Dass das Zusammenleben dann gelingen kann, wenn sich die Mehrheit kulturell an die Eingewanderten anpasst, stellt weder für Menschen mit noch für Menschen ohne Migrationsbiographie eine Option dar.

Menschen in Bundesländern mit mehr Zuwanderungserfahrung sind offener für kulturelle Vielfalt. Je nach Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund variieren in den deutschen Bundesländern die Präferenzen für ein gelingendes Zusammenleben in kultureller Vielfalt. So ist die Anpassungserwartung in Regionen höher, in welchen vergleichsweise wenige Menschen mit Migrationshintergrund leben: In Bundesländern, in denen dieser Anteil unter 10 Prozent liegt, erwarten fast zwei Drittel der Befragten eine Anpassung; liegt der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund bei 25 Prozent oder höher, sinkt die Anpassungserwartung auf unter 50 Prozent und die Offenheit für kulturelle Vielfalt steigt. So wird hier ein Zusammenwachsen der Kulturen von 40 Prozent der Befragten bevorzugt, in den Bundesländern mit geringem Einwandereranteil sind es nur 23 Prozent. Das lässt die Schlussfolgerung zu, dass die Erfahrung mit kultureller Vielfalt die Akzeptanz anderer Kulturen befördert.

Jüngere Menschen zeigen deutlich mehr kulturelle Offenheit. Die Präferenzen für eine be-

stimmte Form des Zusammenlebens in kultureller Vielfalt fallen je nach Altersgruppe unterschiedlich aus. So steigt der Anteil derer, die in der kulturellen Anpassung die beste Form des Zusammenlebens sehen, mit zunehmendem Alter. Unter den über 70-Jährigen denken 66 Prozent so, während unter den unter 25-Jährigen nur rund ein Fünftel die Anpassung bevorzugt. Eine gemeinsame Kultur, die sich aus einem Zusammenwachsen der verschiedenen Kulturen entwickelt, trifft bei über 50 Prozent der unter 40-Jährigen auf Zustimmung. Aus diesen Ergebnissen lässt sich schließen, dass die Haltung zu kultureller Vielfalt in weiten Teilen eine Frage der Generation ist.

Unter jungen Erwachsenen ist zugleich die Präferenz für eine kulturelle Eigenständigkeit ausgeprägter. Die mit jüngerem Alter abnehmende Präferenz für eine kulturelle Anpassung mündet nicht immer in die stärkere Befürwortung eines kulturellen Zusammenwachsens. Teilweise ist auch eine vermehrte Präferenz für eine Eigenständigkeit der Kulturen unter jungen Erwachsenen zu beobachten. So spricht sich über ein Fünftel der unter 25-Jährigen dafür aus, dass jeder seine eigene Kultur bewahren sollte; unter den 25- bis 39-Jährigen sind es hingegen nur knapp 7 Prozent. Der Wunsch nach kultureller Eigenständigkeit ist zudem unter jungen Erwachsenen mit niedriger Bildung sowie mit muslimischer Religionszugehörigkeit stärker ausgeprägt. Dies kann auf Konfliktpotenziale unter jungen Erwachsenen unterschiedlicher Herkunft hindeuten – vor allem, da es primär bildungsfernere Milieus betrifft. Deshalb sollte weiter erforscht werden, wie sich diese Haltung konkret auf das Zusammenleben auswirkt.

Hochgebildete sind offener für Vielfalt. Die Anpassungserwartungen an Eingewanderte nehmen mit höherem Bildungsabschluss kontinuierlich ab: Während rund 60 Prozent der Personen mit niedrigem Bildungsniveau für eine kulturelle Anpassung von Einwanderern plädieren, beträgt dieser Anteil unter Hochgebildeten mit Hochschulreife lediglich 43 Prozent. Fast jeder zweite Hochgebildete ist der Ansicht, dass ein Zusammenleben in kultureller Vielfalt durch ein Zusammenwachsen der Kulturen gelingen kann. Diese größere Offenheit kann aus dem weiteren

Bildungshorizont herrühren, aber auch darauf zurückzuführen sein, dass Höhergebildete weit weniger von ökonomischen Problemen betroffen sind und Einwanderer somit seltener als Konkurrenz um knappe Ressourcen wahrnehmen.

Religion kann eine Barriere sein, aber auch als Brücke zwischen verschiedenen Kulturen wirken. Christen in Deutschland sind häufiger als Menschen ohne Glaubenszugehörigkeit oder Muslime der Ansicht, dass ein Zusammenleben in kultureller Vielfalt dann gelingen kann, wenn sich Einwanderer kulturell anpassen (Christen: 55 Prozent; Konfessionslose: 48 Prozent; Muslime: 39 Prozent). Zudem plädieren Christen, die wenig religiös sind und beispielsweise nur selten in die Kirche gehen, mit einem Anteil von 18 Prozent im Vergleich deutlich häufiger für eine kulturelle Eigenständigkeit, die in der Lebenswirklichkeit zu einem Nebeneinander führen kann. Bei Muslimen stellt sich der Zusammenhang etwas anders dar und ist zudem deutlich stärker ausgeprägt: Muslime, die wenig religiös sind, zeigen die größte Anpassungsbereitschaft (53 Prozent); mit zunehmender Bedeutung des Islams im Alltag sinkt die Anpassungsbereitschaft und liegt unter hochreligiösen Muslimen bei 30 Prozent. Entsprechend ist in dieser Gruppe auch der Anteil derer, die für eine kulturelle Eigenständigkeit plädieren, mit 20 Prozent höher. Gleichzeitig ist sowohl unter hochreligiösen Christen als auch unter hochreligiösen Muslimen der Anteil derer am höchsten, die für ein kulturelles Zusammenwachsen stimmen und somit der Meinung sind, dass für ein gelingendes Zusammenleben ein Aufeinanderzugehen die beste Option darstellt. Dieser Anteil beträgt unter praktizierenden Christen 39 Prozent und unter praktizierenden Muslimen 49 Prozent. Die Ergebnisse weisen also darauf hin, dass Religion nicht per se problematisch oder förderlich für ein gelingendes Zusammenleben in kultureller Vielfalt ist, sondern Potenziale für beides in sich trägt.

Summary

Based on the data from the 2017 Religion Monitor, this special evaluation focuses on how people in Germany view successful coexistence in the presence of cultural and religious diversity. We explored this in a representative survey based on four typical approaches to living together in diversity: cultural adaptation of immigrants to the host society, the merging of different cultures and traditions (fusion), the preservation of different cultures, and the adaptation of the majority population to traditions of the immigrants. The goal was to determine, based on the preferences of respondents for a particular model, their views on how much one side ought to move toward the other, the two sides ought to move toward each other—or neither side should move toward the other.

In a second step, we analyzed the survey results in relation to sociodemographic factors such as age, place of residence, religious affiliation, and religiosity. This made it possible to determine with greater precision which factors influence attitudes regarding successful coexistence.

The results of our analysis can be summarized as follows:

Half of respondents were in favor of cultural adaptation. Among respondents in Germany, 52 percent believe that coexistence in cultural diversity can be successful if immigrants and their children adapt to the culture of the mainstream society. About one third view coexistence as successful if the various cultures merge into one common culture. Cultural coexistence is preferred by one in ten respondents. Neither

participants with or nor those without a migrant background held the view that coexistence can succeed if the majority adapts culturally to the immigrants.

German states with broader experience of immigration are more open to cultural diversity.

The preferences for successful coexistence amid cultural diversity vary among German states depending on how much of the population has an immigrant background. People are more likely to expect adaptation in regions where there are relatively few people with a migrant background. In German states where less than 10 percent of the population have a migrant background, nearly two thirds of respondents expect adaptation. Where people with a migrant background constitute 25 percent or more of the population, this expectation drops to below 50 percent and openness to cultural diversity increases. Thus, a merging of cultures is preferred by 40 percent of respondents in those states in contrast to just 23 percent in German states with a lower proportion of migrants. This supports the conclusion that the experience of cultural diversity promotes acceptance of other cultures.

Young people show significantly more cultural openness. The preferences for a particular form of living together in cultural diversity vary by age group. The proportion of people who view cultural adaptation as the best form of coexistence increases with age. Among people over 70 years old, 66 percent hold this view, while only about one fifth of people under 25 year prefer adaptation. More than 50 percent of people under 40 years old approve of a common culture

that develops from a merging of different cultures. These findings indicate that attitudes about cultural diversity are in large part a generational issue.

At the same time, a preference for cultural independence is more pronounced among young adults. The declining preference for cultural adaptation among younger people does not always lead to stronger approval for a merging of cultures. To some extent, young adults are more likely to prefer an independence of cultures. Thus, more than one fifth of respondents under 25 years old support the idea that people should maintain their own cultures, while just under 7 percent of 25- to 39-year-olds hold this view. Furthermore, the preference for cultural independence is more pronounced among young adults with a relatively low level of education and among those who are Muslim. It may also indicate the potential for conflict among young adults from different backgrounds—especially because it primarily occurs in educationally disadvantaged environments. There is thus a need for further research on the specific effects of this attitude on coexistence.

The well-educated are more open to diversity. The expectation that immigrants will adapt shows a steady decrease as the respondent's level of education rises: While about 60 percent of people who have completed little education expect immigrants to adapt culturally, this opinion is held by just 43 percent of respondents who have earned a university entrance diploma. Almost half of the well-educated hold the view that a merging of cultures can allow people to live together in cultural diversity. This greater openness can stem from their broader educational horizon, but it may also reflect the fact that people with a higher level of education are far less affected by economic problems and thus less inclined to view immigrants as competitors for scarce resources.

Religion can serve both as barrier and as a bridge between different cultures. Christians in Germany more frequently hold the view that people can live together in cultural diversity if migrants adapt culturally than do those with no religious affiliation or Muslims (Christians: 55 percent; nonreligious: 48 percent; Muslims: 39 percent).

Less religious Christians who rarely go to church believe that cultural independence can lead to coexistence in everyday life more than practicing Christians do, by 18 more percentage points. Among Muslims, the correlation looks different and is much more sharply pronounced: Less religious Muslims show the greatest readiness to adapt (53 percent), while highly religious Muslims (30 percent) indicate that an increasing relevance of Islam in everyday life correlates with decreasing readiness to adapt. A higher proportion of practicing Muslims (20 percent) also expresses support for cultural independence. At the same time, both highly religious Christians (39 percent) and highly religious Muslims (49 percent) have the highest levels of support for a merging of cultures and are accordingly of the opinion that cultural convergence represents the best option for successful coexistence. The results indicate that religion is neither problematic nor conducive to cultural diversity per se; rather, it has the potential to be both.

Literatur

- Adorno, Theodor W., Else Frenkel-Brunswik, Daniel J. Levinson und R. Nevitt Sanford (1950). *The Authoritarian Personality*. New York, NY: Harper und Brothers.
- Alba, Richard, und Victor Nee (2003). *Remaking the American Mainstream. Assimilation and Contemporary Immigration*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Alba, Richard (2005). „Bright vs. Blurred Boundaries. Second-Generation Assimilation and Exclusion in France, Germany, and the United States“. *Ethnic and Racial Studies* 28. 20–49.
- Allport, Gordon W. (1954). *The Nature of Prejudice*. Reading, MA: Addison-Wesley.
- Allport, Gordon W., und Bernhard M. Kramer (1946). „Some Roots of Prejudice“. *The Journal of Psychology* (22) 1. 9–39.
- Altemeyer, Bob, und Bruce Hunsberger (1992). „Authoritarianism, Religious Fundamentalism, Quest, and Prejudice“. *The International Journal for the Psychology of Religion* (2) 2. 113–133.
- BAMF – Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2017). *Das Bundesamt in Zahlen 2016. Asyl, Migration und Integration*. Nürnberg. (Auch online unter https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Broschueren/bundesamt-in-zahlen-2016.pdf?__blob=publicationFile, Download 22.3.2018.)
- Berry, John W. (1997). „Immigration, Acculturation, and Adaptation“. *Applied Psychology: An International Review* (46) 1. 5–68.
- Berry, John W. (2001). „A Psychology of Immigration“. *Journal of Social Issues* (57). 615–631.
- Blalock, Hubert M. (1967). *Toward a Theory of Minority-group*. Hoboken, NJ: John Wiley & Sons Inc.
- Bloom, Pazit Ben-Nun, Gizem Arikan und Gallya Lahav (2015). „The effect of perceived cultural and material threats on ethnic preferences in immigration attitudes“. *Ethnic and Racial Studies* (38) 10. 1760–1778.
- Blumer, Herbert (1958). „Race Prejudice as a Sense of Group Position“. *The Pacific Sociological Review* (1) 1. 3–7.
- Bohman, Andrea, und Mikael Hjerm (2014). „How the religious context affects the relationship between religiosity and attitudes towards immigration“. *Ethnic and Racial Studies* (37) 6. 937–957.
- Brewer, Marilyn B., und Roderick M. Kramer (1985). „The Psychology of Intergroup Attitudes and Behavior“. *Annual Review of Psychology* (36). 219–243.
- Casanova, José (2006). „Einwanderung und der neue religiöse Pluralismus. Ein Vergleich zwischen der EU und den USA“. *Leviathan* (34) 2. 182–207.
- Destatis (2017). *Statistisches Jahrbuch. Deutschland und Internationales 2017*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. https://www.destatis.de/DE/Publikationen/StatistischesJahrbuch/StatistischesJahrbuch2017.pdf?__blob=publicationFile (Download 6.2.2018).

- Diehl, Claudia, und Rainer Schnell (2006). „Reactive ethnicity‘ or ‚Assimilation‘? Statements, Arguments, and First Empirical Evidence for Labor Migrants in Germany“. *International Migration Review* (40) 4. 786–816.
- Diehl, Claudia, Patrick Fick und Matthias König (2017). *Religiosität und Bildungserfolg. Analysen mit dem deutschen CILS4EU-Datensatz*. Konstanz und Göttingen.
- Esposito, John L. (2004). *Von Kopftuch bis Scharia. Was man über den Islam wissen sollte*. Leipzig.
- Esser, Hartmut (2000). *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft*. Frankfurt am Main und New York.
- Eurostat (2017). „Statistiken über Asyl“. http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php/Asylum_statistics/de#Haupttabellen (Download 30.1.2018).
- Fetzer, Joel S. (2000). *Public Attitudes toward Immigration in the United States, France and Germany*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Foner, Nancy, und Richard Alba (2008). „Immigrant Religion in the U.S. and Western Europe: Bridge or Barrier to Inclusion?“ *International Migration Review* 42. 360–392.
- FoWiD – Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland (2017). „Religionszugehörigkeiten in Deutschland 2016“. <https://fowid.de/meldung/religionszugehoerigkeiten-deutschland-2016> (Download 7.3.2018).
- Friedrichs, Jürgen, und Stefan Riedel (2014). „Die identifikative Integration von Migranten“. *Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund. Teil 2*. Hrsg. Martina Löw. Frankfurt am Main und New York. 997–1011.
- Gans, Herbert J. (1992). „Ethnic Invention and Acculturation, a Bumpy-Line Approach – Comment“. *Journal of American Ethnic History* (12) 1. 42–52.
- Gans, Herbert J. (1994). „Symbolic Ethnicity and Symbolic Religiosity – Towards a Comparison of Ethnic and Religious Acculturation“. *Ethnic and Racial Studies* 17. 577–592.
- Goethe Institut (2016). *Rahmencurriculum für Integrationskurse. Deutsch als Zweitsprache*. Im Auftrag des Bundesministeriums des Innern. München. (Auch online unter http://www.goethe.de/lhr/prj/daz/pro/Rahmencurriculum_online_final_Version5.pdf (Download 8.1.2018.))
- Gordon, Milton M. (1964). *Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion, and National Origins*. New York, NY: Oxford University Press.
- Hafez, Kai, und Sabrina Schmidt (2015). *Die Wahrnehmung des Islams in Deutschland. Auswertung des Religionsmonitors der Bertelsmann Stiftung 2013*. Hrsg. Bertelsmann Stiftung. Gütersloh 2015.
- Hall, Deborah, David M. Matz und Wendy Wood. (2010). „Why Don’t We Practice What We Preach? A Meta-Analytic Review of Religious Racism“. *Personality and Social Psychology Review* (14) 1. 126–139.
- Halm, Dirk, und Martina Sauer (2017). *Muslimen in Europa: Integriert, aber nicht akzeptiert?* Hrsg. Bertelsmann Stiftung. Gütersloh.
- Hans, Silke (2010). *Assimilation oder Segregation? Anpassungsprozesse von Einwanderern in Deutschland*. Wiesbaden.
- Hansen, Georg, und Martin Spetsmann-Kunkel (2008). *Integration und Segregation. Ein Spannungsverhältnis*. Münster.
- Hansen, Marcus Lee (1938). *The Problem of the Third Generation Immigrant*. Rock Island, IL: Augustana Historical Society.
- Haug, Sonja, Stefanie Müssig und Anja Sticks (2009). *Muslimisches Leben in Deutschland*. Nürnberg.
- Herberg, Will (1955). *Protestant, Catholic, Jew: An Essay in American Religious Sociology*. Chicago, IL: University of Chicago Press.

- Hochschild, Jennifer L., und Charles Lang (2011). „Including Oneself and Including Others: Who Belongs in My Country?“ *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 634. 78–97.
- Huber, Stefan (2003). *Zentralität und Inhalt. Ein neues multidimensionales Messmodell der Religiosität*. Opladen.
- Kristen, Cornelia (2002). „Hauptschule, Realschule oder Gymnasium? Ethnische Unterschiede am ersten Bildungsübergang“. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (54) 3. 534–552.
- Lubbers Marcel, Marcel Coenders und Peer Scheepers (2006). „Objections to Asylum Seeker Centres: Individual and Contextual Determinants of Resistance to Small and Large Centres in the Netherlands“. *European Sociological Review* (22) 3. 243–257.
- ÖIF – Österreichischer Integrations Fonds (2016). „Flucht und Asyl – 1. Halbjahr 2016“. Fact Sheet 22. Aktuelles zu Migration und Integration. http://www.integrationsfonds.at/fileadmin/content/OEIF_Factsheet22_Flucht_und_Asyl.pdf (Download 10.4.2017).
- Park, Robert E. (1928). „Human Migration and the Marginal Man“. *American Journal of Sociology* (33) 6. 881–893.
- Park, Robert E. (1930). „Assimilation, Social“. *Encyclopedia of the Social Sciences*. Hrsg. Edwin R. A. Seligman und Alvin Johnson. New York, NY: Macmillan. 281–283.
- Pickel, Gert (2012). „Bedrohungsgefühle versus vertrauensbildende Kontakte – Religiöser Pluralismus, religiöses Sozialkapital und soziokulturelle Integration“. *Religiöser Pluralismus im Fokus quantitativer Religionsforschung*. Hrsg. Detlef Pollack, Ingrid Tucci und Hans-Georg Ziebertz. Wiesbaden. 221–261.
- Pollack, Detlef, und Olaf Müller (2013). *Religionsmonitor – verstehen was verbindet. Religiosität und Zusammenhalt in Deutschland*. Hrsg. Bertelsmann Stiftung. Gütersloh.
- Quillian, Lincoln (1995). „Prejudice as a Response to Perceived Group Threat: Population Composition and Anti-Immigrant and Racial Prejudice in Europe“. *American Sociological Review* (60). 586–611.
- Rustenbach, Elisa (2010). „Sources of Negative Attitudes toward Immigrants in Europe: A Multi-Level Analysis“. *International Migration Review* (44) 1. 53–77.
- Scheepers et al. (2002). „Religiosity and Prejudice Against Ethnic Minorities in Europe: Cross-National Tests on a Controversial Relationship“. *Review of Religious Research* (43) 3. 242–265.
- Schneider, Silke L. (2008). „Anti-Immigrant Attitudes in Europe: Outgroup Size and Perceived Ethnic Threat“. *European Sociological Review* (24) 1. 53–67.
- Skrobanek, Jan (2007). „Wahrgenommene Diskriminierung und (Re)Ethnisierung bei Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund und jungen Aussiedlern“. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* (27) 3. 265–284.
- Statistische Ämter des Bundes und der Länder (2011). „Gebiet und Bevölkerung – Zugehörigkeit zu einer öffentlich-rechtlichen Religionsgemeinschaft“. http://www.statistik-portal.de/Statistik-Portal/de_jb01_z4.ap (Download 30.3.2017).
- Tillmann, Klaus Jürgen (2000). *Sozialisations-theorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institutionen und Subjektwerdung*. Reinbek bei Hamburg.
- Treibel, Annette (2008). „Migration“. *Handbuch Soziologie*. Hrsg. Nina Baur, Hermann Korte, Martina Löw und Markus Schoer. Wiesbaden. 295–317.
- Warner, Stephen (2007). „The Role of Religion in the Process of Segmented Assimilation“. *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 612. 102–115.

Wolf, Christof, und Sigrid Roßteutscher (2013). „Religiosität und politische Orientierung – Radikalisierung, Traditionalisierung oder Entkoppelung?“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (65). 149–181.

Zhou, Min (1997). „Segmented Assimilation: Issues, Controversies, and Recent Research on the New Second Generation“. *International Migration Review* (31) 4. 975–1008.

Zick, Andreas, Ulrich Wagner, Rolf van Dick und Thomas Petzel (2001). „Acculturation and Prejudice in Germany: Majority and Minority Perspectives“. *Journal of Social Issues* (57) 3. 541–557.

Zick, Andreas, Beate Küpper und Andreas Hövermann (2011). *Die Abwertung der Anderen. Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung*. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Die Autoren

Verena Benoit, M.A. ist seit 2016 Doktorandin der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und Mitglied der Bamberg Graduate School of Social Sciences (BAGSS). Davor studierte sie an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg Soziologie mit dem Schwerpunkt ‚Migration, Integration und Bevölkerung‘. Sie promoviert zum Thema ‚Religiosity, Denominations and Anti-Immigrant Attitudes in Germany and Europe‘. Dabei liegt ein besonderer Fokus auf den Einstellungen der Mehrheitsbevölkerung zu muslimischen Migranten und der Rolle von Terroranschlägen bei der Einstellungsbildung. Seit 2017 ist sie zudem Lehrbeauftragte für Soziologie und Mediensoziologie an der Hochschule für Kommunikation und Gestaltung (HfK+G) in Ulm.

Dr. Yasemin El-Menouar ist Senior Expert bei der Bertelsmann Stiftung und leitet dort seit 2014 das Projekt Religionsmonitor. Zuvor forschte und lehrte sie am Institut für Sozialwissenschaften der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und leitete Forschungsprojekte im Bundesamt für Migration und Flüchtlinge in Nürnberg. Zu Ihren Forschungsschwerpunkten gehören die Themen Migration, Religion (insbesondere Islam) sowie gesellschaftlicher Zusammenhalt. Promoviert hat sie zur Rolle des Islams für Integrationsprozesse von Muslimen an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln.

Prof. Dr. Marc Helbling ist Professor für Politische Soziologie an der Universität Bamberg und Research Fellow am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Er hat u. a. an den Universitäten von Princeton, Harvard, Oxford und Sydney gelehrt und geforscht. Seine Forschungsbereiche umfassen Einwanderungs- und Staatsbürgerschaftspolitik, Integration von Migranten, Fremdenfeindlichkeit/Islamophobie und Rechtspopulismus. Seine Arbeiten sind in führenden politikwissenschaftlichen (u. a. British Journal of Political Science, Comparative Political Studies, European Journal of Political Research) und soziologischen Zeitschriften (u. a. European Sociological Review, Social Forces) sowie sozialwissenschaftlichen Verlagen (Cambridge University Press, Amsterdam University Press, Routledge) erschienen.

Handlungsempfehlungen

Die Ergebnisse der Studie deuten darauf hin, dass die Vorstellungen zum Zusammenleben in kultureller und religiöser Vielfalt im Wandel begriffen sind. Zu Einstellungen, die vorrangig auf eine kulturelle Anpassung der Einwanderer setzen, treten mit jüngerem Alter der Befragten zunehmend Vorstellungen, die das Zusammenleben in Vielfalt als einen Prozess begreifen, in dem unterschiedliche Kulturen, Traditionen und Religionen zu einem Gemeinwesen zusammenwachsen.

Junge Erwachsene sind häufiger mit Kindern von Einwanderern aufgewachsen. Für sie gehört kulturelle Vielfalt schon lange zu ihrer Lebensrealität – sei es in der Schule und Berufsausbildung oder im Freundeskreis. Die persönliche Erfahrung mit Menschen anderer Herkunft und Kultur schafft Vertrauen und ist geeignet, Vorurteile zu korrigieren und Vorbehalte abzubauen – das zeigen einschlägige Studien immer wieder. Daran kann die Politik anknüpfen und Strukturen schaffen, die den Dialog der Kulturen fördern und Integration im Sinne des Diversitätsgedankens als wechselseitigen Prozess etablieren. Immer mehr Städte und Gemeinden berücksichtigen diesen Ansatz bereits (beispielsweise Berlin, Frankfurt am Main, Hamburg, Mannheim, München, Neuss, Nürnberg, Stuttgart).

Der Förderung des Austauschs zwischen Menschen verschiedener Herkunft und Religion kommt eine wesentliche Bedeutung für die Stärkung des Zusammenhalts in heterogenen Gesellschaften zu. Dazu haben wir **fünf Handlungsempfehlungen** formuliert, die deutsche Städte und Gemeinden dabei unterstützen können, ihre

kommunalen Integrations- und Gleichstellungskonzepte zu umfassenderen Diversitätskonzepten weiterzuentwickeln:

- Moderne Vielfaltspolitik ist **Vernetzungspolitik**. Ihr Maßstab ist nicht ein Nebeneinander von Menschen unterschiedlicher Kulturen, sondern sie zielt darauf, Bürgerinnen und Bürger über ethnische, kulturelle und religiöse Grenzen hinweg miteinander in einen Dialog zu bringen. Über gemeinsame Interessen lassen sich soziale Netzwerke aufbauen, die Bestand haben. Zur Umsetzung einer solchen Vielfaltspolitik sollten die Kommunen **Vermittlerinstitutionen und Vernetzungsagenturen** einrichten, die Menschen dabei unterstützen, sich über ihre Interessen auszutauschen und daraus ein gemeinsames Engagement zu entwickeln. Über eine **Bundestiftung** kann ein breites gesellschaftliches Netzwerk organisiert werden, das bislang in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommenen Stimmen – wie denen der muslimischen Zivilgesellschaft – Gehör verschafft.
- Städte sind bedeutende Orte des Zusammenlebens. Die **Stadtplanung und -gestaltung** sollte die soziale und kulturelle Mischung der Einwohner berücksichtigen, einer übermäßigen Wohnsegregation entgegenwirken und interkulturelle Begegnungsräume schaffen. Basis hierfür ist eine **pluralistische Planungs- und Beteiligungskultur** („Urban Governance“), die alle sozialen Schichten und kulturellen Gruppen im Blick hat und deren jeweiligen Interessen und Bedürfnisse einbezieht. Städtebauliche Maßnahmen sollten ihre Fortführung in einem **intelligenten Quartiersmanagement** finden,

das darauf ausgerichtet ist, ein positives Erleben der Vielfalt vor Ort zu fördern und die nachbarschaftliche Solidarität zu stärken.

- Kultureinrichtungen, Künstlerinnen und Künstler sind ein besonders starker Motor des Dialogs. Die **künstlerische Auseinandersetzung** mit dem Thema kulturelle und religiöse Vielfalt kann Impulse setzen, die neue Wahrnehmungen ermöglichen und so das Miteinander im Alltag nachhaltig positiv beeinflussen. Daher sollten künstlerische Entfaltungsmöglichkeiten gefördert werden, wobei der **Jugendkultur** mit ihrer größeren Offenheit gegenüber ethnischen und sozialen Unterschieden besondere Aufmerksamkeit zukommen sollte.
- Wir brauchen mehr **Vielfaltskompetenz**. **Programme für Pluralität und interkulturelle Trainings** in Schulen sowie in der beruflichen Aus- und Weiterbildung können das Bewusstsein für die kulturelle Vielfalt stärken und Interaktionskompetenz vermitteln. Im Mittelpunkt solcher Programme sollte weniger das Wissen um Werte, Traditionen und Bräuche einzelner Gruppen stehen, sondern vor allem die Reflexion der eigenen kulturellen Normen, die Sensibilität für kulturelle Unterschiede sowie der produktive

Umgang damit. **Interkulturelles Lernen** sollte sich deshalb nicht nur wissensbasierter Methoden bedienen, sondern Reflexion auch durch interaktive und sensorische Ansätze befördern.

- Wir brauchen eine **neue Debattenkultur und neue Formen des Dialogs**. Unsere komplexe Welt lässt sich nur vermeintlich besser ordnen, wenn man sie in kulturelle und religiöse Großkollektive wie „die Deutschen“, „die Türken“ oder „den Islam“ aufteilt. Stattdessen geht es darum, die **Vielfalt der Perspektiven** anzuerkennen und den Mehrwert, der darin liegt, zu nutzen. Die Grundlage eines solchen Dialogs auf Augenhöhe, der die vielen Kulturen und Religionen einbezieht, kann nur die auf den **Menschenrechten** basierende pluralistische und demokratische Grundordnung sein. Kulturelle Setzungen wie die einer „deutschen Leitkultur“ gehen darüber hinaus, weil sie dem „Eigenen“ den Vorrang geben und so einer ausgrenzenden Identitätspolitik Vorschub leisten. Ein modernes, inklusives Gemeinwesen braucht hingegen eine **Zugehörigkeitspolitik**, die offen ist für Menschen unterschiedlicher Herkunft, Tradition, Sprache und Religion und ihre Beiträge einfordert, solange sie sich vorbehaltlos zu den Menschen- und Grundrechten bekennen.

Methodensteckbrief

Für die vorliegende Sonderauswertung wurden die Daten des Religionsmonitors 2017 für Deutschland ausgewertet. Den Analysen liegt die repräsentative Bevölkerungsstichprobe zugrunde; für

die Analysen zur Rolle von Religion für die Perspektiven auf kulturelle Vielfalt haben wir zudem die Daten für Muslime in Deutschland herangezogen.

| | Daten deutsche Bevölkerung | Daten muslimische Bevölkerung |
|-------------------------------|--|--|
| Methode | CAPI (Computergestützte Telefoninterviews) | CAPI (Computergestützte Telefoninterviews) |
| Grundgesamtheit | Deutsche Wohnbevölkerung ab 16 Jahre | Muslime ab 16 Jahre mit Wurzeln in folgenden Ländern/Regionen: Türkei, Südosteuropa, Nordafrika, Iran, Südasien und Nahost, die mindestens seit 2010 in Deutschland wohnhaft sind (die jüngere Fluchtmigration aus diesen Ländern wurde nicht berücksichtigt) |
| Stichprobe | Dual-Frame-Telefonstichprobe nach Gabler-Häder-Verfahren (ADM ⁶) | Onomastische Stichprobe nach Humpert und Schneiderheine ⁷ |
| Realisierte Interviews | N= 1.508 | N=1.114 |
| Datengewichtung | <ol style="list-style-type: none"> Bestimmung der Auswahlwahrscheinlichkeiten für die Dual-Frame-Stichprobe und Definition der Designgewichte Trimmen der Designgewichte für die Kalibrierung Kalibrierung mittels IPF (iterative proportional fitting algorithm) | Mittels IPF (iterative proportional fitting algorithm); da die Verteilung von Merkmalen in der Grundgesamtheit unbekannt ist und auch nicht durch die amtliche Statistik erfasst wird, wurden Benchmarkverteilungen aus der Studie MLD ⁸ herangezogen |
| Erhebungszeitraum | Juli 2016 bis März 2017 (zeitlich gestaffelt nach Land und Zielpopulation) | |
| Erhebungsinstitut | infas – Institut für angewandte Sozialwissenschaft GmbH, Bonn | |

⁶ https://www.adm-ev.de/fileadmin/user_upload/PDFS/ADM_Dual_Frame_Projekt_-_Forschungsbericht.pdf. (Download 25.4.2018).

⁷ http://www.stichproben.de/herunterladen/Onomastikverfahren_HS_GbR.pdf. (Download 25.4.2018).

⁸ Die Studie „Muslimisches Leben in Deutschland“ (MLD) hat erstmals eine Schätzung der Verteilung der Muslime in Deutschland vorgenommen; vgl. Haug, Müssig und Sticks 2009.

Impressum

© Juni 2018 Bertelsmann Stiftung,
Gütersloh

Verantwortlich:
Dr. Yasemin El-Menouar

Autoren:
Verena Benoit, Yasemin El-Menouar,
Marc Helbling

Redaktion:
Gesine Bonnet

Korrekturat:
Rudolf Jan Gajdacz, team 4media&event, München

Übersetzung Summary:
German Language Services (GLS)

Grafik-Design:
Visio Kommunikation GmbH

Bildnachweis:
Rawpixel.com – stock.adobe.com (Titel)

DOI 10.11586/2018014

Adresse | Kontakt

Bertelsmann Stiftung
Carl-Bertelsmann-Straße 256
33311 Gütersloh
Telefon +49 5241 81-0

Dr. Yasemin El-Menouar
Projektleiterin Religionsmonitor
Programm Lebendige Werte
Telefon: +49 5241 81-81524
yasemin.el-menouar@bertelsmann-stiftung.de

 facebook.com/VielfaltGesellschaft

 [@vielfalt_bst](https://twitter.com/vielfalt_bst)

www.bertelsmann-stiftung.de